

m.  
B  
1

uch  
un  
der



P. o. germ. 399  $\frac{1}{2}$  - 1 Friedrich











Die  
Frau des Arbeiters.

---

Sozialer Roman

von

friedrich friedrich.

---

Erster Band.



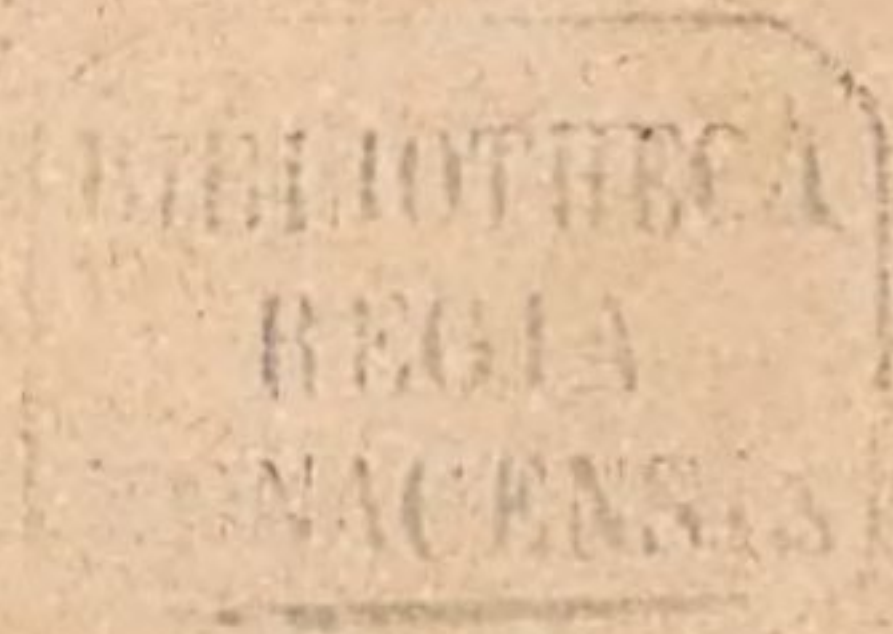
Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

R. R. Hofbuchhändler.

26 57 548 J





Alle Rechte vorbehalten.





## Erstes Kapitel.

---

Auf der Terrasse eines reizend gelegenen und schon aus der Ferne durch seinen leichten und geschmackvollen Styl auffallenden Landhauses gingen zwei junge Mädchen Arm in Arm langsam auf und ab. Sie schienen in gleichem Alter zu sein und konnten höchstens achtzehn Jahre zählen. Beide waren hübsch und es würde einem Richter in der That schwer geworden sein zu entscheiden, welcher er den Preis ertheilen solle.

Ina, die Tochter des reichen Kaufmanns Platener, dem das Landhaus gehörte, war eine jener Blondinen, die auf den ersten Blick durch die Weichheit und Milde ihrer Züge fesseln, aus deren Augen die volle Weiblichkeit leuchtet, die einer Blume gleichen, welche ängst-



lich gehütet und gepflegt ist, über die noch kein rauher Windhauch hingefahren. Ina hatte in ihrem Leben kaum etwas anderes als Glück, Entgegenkommen und Liebe kennen gelernt. Wohl hatte sie ihre Mutter verloren, allein damals war sie noch ein Kind gewesen und in dem jugendlichen Herzen war diese Wunde schnell vernarbt, da ihr Vater seine ganze Liebe dem Kinde zugewandt und es mit all' den Freuden, die sein Reichthum gestattete, umgeben hatte.

Sie war heiter und unbefangen, das Glück, welches das Leben ihr bieten konnte, genoß sie, denn seit einigen Wochen war sie mit dem Lieutenant Rudolph von Brankow, den sie innig liebte, verlobt, und daß das Leben auch trübe Tage bringen könne, vermochte sie nicht zu begreifen, da der Himmel über ihr stets heiter gewesen war.

Die Gesichtszüge ihrer Freundin und Begleiterin, Johanna Mosen, waren vielleicht weniger hübsch, allein ihre großen dunklen Augen gaben dem ganzen Gesicht einen geistigen Ausdruck; bei aller Milde sprach doch ein ruhiger, fester Sinn aus ihren Zügen. Sie hatte bereits mehr als eine Bitterkeit und Härte ihres Lebens erfahren, wenn auch nie eine Klage über ihre Lippen gekommen war.

Ihr Vater war Hausdiener bei Ina's Vater gewesen, die beiden Mädchen waren zusammen aufgewachsen und als Mosen vor zwei Jahren gestorben



war, hatte Platener die Jugendgespielin seiner Tochter ganz zu sich genommen, um Ina eine treue Freundin und Stütze zu geben, obschon Johanna nicht älter war. Er kannte des Mädchens ruhigen und festen Sinn und wußte, daß der besonnene Charakter desselben den Jahren vorausgeeilt war; und eine bessere Freundin hätte Ina nie finden können, eine Freundin, die nie vergaß, daß all' die Liebe, welche sie genoß, nur ein Geschenk war.

„Wo nur Rudolph heute bleibt!“ rief Ina, während ihre Augen über den nach der nahen Stadt führenden Weg hinglitten. „Er hat mir versprochen, heute früher zu kommen als gewöhnlich, und doch ist die Stunde, in der er hierher zu eilen pflegt, bereits da.“

„Er wird Abhaltung gehabt haben,“ bemerkte Johanna beruhigend.

„Er darf sich nicht abhalten lassen, wenn er mir ein Versprechen gegeben hat!“ entgegnete Ina mit dem Troste eines Kindes, welches gewohnt ist, stets seinen Wunsch erfüllt zu sehen. „Weiß er doch, daß ich ihn erwarte.“

„Und wenn er nun durch den Dienst gehindert ist?“ warf Johanna ein.

„Johanna, Du nimmst ihn immer in Schutz!“ fuhr das blonde Mädchen lächelnd fort, denn sie vermochte dem Geliebten nicht zu zürnen. „Weißt Du, ehe Rudolph mir gestanden hatte, daß er mich liebe,



war ich eifersüchtig auf Dich, denn ich glaubte, er liebe Dich mehr als mich."

Johanna wandte den Kopf zur Seite, denn dunkle Röthe ergoß sich über ihre Wangen; absichtlich ließ sie ihr Tuch fallen, nur um für einen Augenblick, während sie dasselbe aufhob, den Arm der Freundin loszulassen. Ina durfte nicht fühlen, wie schnell ihr Herz bei den Worten schlug, sie durfte auch nicht sehen, wie gewaltsam das Blut sich in ihre Wangen drängte. In der nächsten Minute hatte sie sich bereits wieder gefaßt.

"Wie hätte er dazu kommen sollen, mich zu lieben," sprach sie ruhig, ohne daß es ihr jedoch gelang, einen schmerzlichen Ausdruck in ihrem Gesichte zu unterdrücken. „Du bist reich und hübsch, und glaubst Du, er wisse nicht, daß ich die Tochter eines Hausdieners bin? Wenn er artig gegen mich ist, so ist er es nur aus Rücksicht gegen Dich, weil er sieht, wie freundlich Du mir stets entgegenkommst. Wie hast Du je an die Möglichkeit, Deine Vorzüge zu übersehen, glauben können? Mir konnte er sich deshalb anfangs unbefangener nahen, weil er wußte, daß ich seine Artigkeit nicht falsch deuten konnte."

"Johanna, Du bist nicht arm!" unterbrach Ina sie fast unwillig. „Du bist meine einzige, wirkliche Freundin und mein Vater wird dasselbe für Dich wie für mich thun. Du weißt, wie lieb er Dich hat!"



„Ja, ich sage mir täglich, wie viel ich ihm zu verdanken habe,“ fuhr Johanna fort. „Um so weniger werde ich je vergessen, wie wenig ich zu beanspruchen habe.“

„Du bist eine Närrin,“ unterbrach Ina sie lachend und zog sie scherzend schneller mit sich fort. „Bist Du nicht hübsch und klug? Glaubst Du, ich wisse nicht, wie gern die Männer in Deine Augen blicken! Selbst Rudolph sagte mir kürzlich, daß er schönere Augen als die Deinigen nie gesehen habe!“

Unwillkürlich zuckte Johanna leise zusammen. Die glückliche Ina merkte es nicht, denn plaudernd fuhr sie fort: „Ich begreife nicht, weshalb mein Vater meine öffentliche Verlobung noch immer hinausschiebt! Er hat Rudolph gern und scheint sich wirklich zu freuen, daß ich seine Gattin werde.“

„Er wird sehr von den Geschäften in Anspruch genommen sein, denn schon seit Tagen ist er stiller als gewöhnlich.“

„Ich wünschte, er gebe das Geschäft ganz auf und gönnte sich Ruhe, er ist ja reich,“ bemerkte das blonde Mädchen.

„Er sorgt für Dich“, fuhr Johanna fort. „Da er Dich innig liebt, wünscht er Deine Zukunft so glänzend als möglich zu gestalten!“

„Und sich selbst gönnt er deshalb kaum Ruhe. Ich bin gern zufrieden mit dem, was er besitzt, ich wünsche



später kein anderes Haus als dies Landhaus. Hier habe ich mich mit Rudolph verlobt, hier auf der Terrasse will ich, wenn wir verheirathet sind, des Abends mit ihm auf- und abgehen, hier wollen wir plaudern und spielen wie zwei glückliche Kinder. Unser Haus in der Stadt ist mir zu groß und düster; wie oft habe ich mich in den hohen und weiten Räumen gefürchtet, es ist mir, als könne man sich dort nie so recht glücklich und heimisch fühlen. Und auch Rudolph hat dies Haus hier gern, er sagte mir erst gestern, hier werde immer Blüthenduft für ihn sein, weil er in der Blüthenzeit sich mit mir verlobt habe. Dort kommt er!" unterbrach sie sich, ließ schnell den Arm der Freundin los und eilte durch den Garten dem Nahenden entgegen.

Einige Secunden lang blieb Johanna stehen, ihre Augen ruhten auf dem Kommenden, der mit der Hand winkend freundlich grüßte. Galt dies ihr? Ina konnte er in diesem Augenblicke nicht sehen, weil Gebüsch sie verbarg. Wie leicht die schlanke Gestalt des Officiers daher kam! Sie erkannte sein leuchtendes Auge, seine hübschen Züge und ihr Herz schlug fast hörbar laut. Wie glücklich war Die, welche ihm entgegeneilte und sich an seine Brust werfen durfte!

Schnell eilte sie in das Haus und auf ihr Zimmer, schloß die Thür hinter sich, warf sich auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Weshalb



hatte Ina die Befürchtung, daß Rudolph sie geliebt habe, ausgesprochen! Was sie sich selbst nicht zuge stehen, was sie kaum zu hoffen gewagt hatte, was wie der schönste Traum ihres Lebens vor ihr gestanden, das sah sie mit einem Male erfüllt und zugleich vernichtet. Sie hatte sich also doch in Brankow's Blicken, die so oft sinnend auf ihr geruht, nicht getäuscht. Jedes seiner freundlichen Worte, so manche seiner kleinen Aufmerksamkeiten rief sie sich in die Erinnerung zurück — ja, er hatte sie geliebt. Wäre sie reich gewesen, so würde er sich mit ihr verlobt haben, nur ihre Armuth hatte die unübersteigbare Kluft zwischen ihm und ihr gebildet, denn auch er war ohne Vermögen.

Sie liebte ihn zu innig, um ihm zu zürnen. Durch ihn war in ihrem jungen Herzen zuerst das Gefühl der Liebe geweckt und wie ein stilles Heiligthum barg sie es in ihrer Brust.

Durfte sie den Verlobten ihrer Freundin, der sie so viel verdankte, lieben? Diese Frage drängte sich ihr auf, sie fühlte, daß sie ihr Herz nicht werde bezwingen können; aber gleichzeitig festigte sich der Entschluß in ihr, der Freundin und deren Verlobten nie zu zeigen, was in ihrer Brust vorging. Und sie besaß den Charakter, um einen einmal gefaßten Entschluß fest und getreu durchzuführen, mochte sie selbst auch dabei zu Grunde gehen.



Völlig gefaßt verließ sie das Zimmer wieder und begab sich in den Garten. Allein schritt sie dahin, um die beiden glücklichen Menschen, welche noch auf der Terrasse saßen, nicht zu stören. Unwillkürlich drängte sich ihr die Frage auf: Wie wird Deine Zukunft sich gestalten? Mit heiterem Auge hatte sie stets in dieselbe geblickt, jetzt war es ihr, als ob es nie wieder eine wirkliche Freude für sie geben könne. Am fernen Horizonte stiegen düstere und wild zerrissene Wolken empor — waren sie das Bild des Lebens, welches sie erwartete? Dieser Gedanke erschreckte sie, sie fühlte ihre Kniee zittern und um sich aufrecht zu halten, preßte sie die heiße Stirne an den Stamm eines Baumes.

„Johanna, wo bleibst Du?“ rief die Freundin.

„Wir haben Sie im ganzen Garten gesucht,“ fügte der Lieutenant hinzu, indem er Johanna die Hand zum Gruße entgegenstreckte. Wieder ruhte sein Auge mit einem fast glühenden Ausdrucke auf ihr; er hielt ihre Rechte in der seinigen fest. „Ihre Hand zittert,“ fuhr er fort. „Sind Sie unwohl?“

Mit aller Kraft rang das Mädchen nach Fassung.

„Mich hatte soeben ein Gefühl des Schwindels erfaßt — deshalb lehnte ich die Stirne an den Baum.“

Sina umfaßte die Freundin besorgt und innig.



„Ich werde Sie in das Haus geleiten!“ rief Brankow.

„Nein, nein,“ entgegnete Johanna ruhig und richtete sich fest empor. „Es war nur das Gefühl einer augenblicklichen Schwäche, die mich nicht zum ersten Male überrascht hat. Jetzt ist Alles vorüber — ich fühle mich wieder völlig wohl.“

Sie blickte die Freundin lächelnd an und dies Lächeln beruhigte Ina, hatte sie doch keine Ahnung, welchen Schmerz dasselbe verursachte.

Das Auge Brankow's blickte schärfer, zweifelnd schüttelte er leise mit dem Kopfe.

„Und wenn der Schwindel nun wiederkehrt?“ sprach er. „Ich bitte Sie, stützen Sie sich auf meinen Arm.“

„Thu' es, Johanna,“ bat Ina.

„Ich fühle mich völlig wohl,“ entgegnete Johanna. „Nur Ruhe wünsche ich jetzt.“

Sie küßte die Freundin auf die Stirn und eilte schnell fort in das Haus. —

Eine halbe Stunde später kam Platener in seiner Equipage aus der Stadt angefahren. Johanna eilte ihm entgegen und erschrak, als sie das bleiche und fast verzerrte Gesicht des Mannes erblickte.

„Herr Platener, was ist geschehen?“ rief sie bestürzt.

„Nichts — nichts, Kind!“ entgegnete der Kauf-



mann hastig, indem er ihrem Blicke auszuweichen suchte. „Es ist nichts geschehen!“ wiederholte er noch einmal, als liege ihm viel daran, diese Worte besonders zu betonen. „Wo ist Ina?“

Johanna theilte ihm mit, daß sie mit ihrem Verlobten auf der Terrasse sitze.

„Dann laß sie — laß sie,“ fuhr Platener fort, indem er mit Mühe aus dem Wagen stieg. „Sage ihnen noch nicht, daß ich zurückgekehrt bin,“ fügte er hinzu.

Er raffte sich gewaltsam zusammen und wollte schnell die wenigen Schritte bis zum Hause zurücklegen, dennoch mußte er einmal stehen bleiben, um Athem zu schöpfen.

„Sie sind krank,“ sprach Johanna besorgt.

„Ja, ich bin krank,“ erwiderte Platener, als ob er gern an dieses Wort sich anklammere. „Ich fühle mich krank und hinfällig, aber sage es Ina nicht — sie darf es nicht wissen.“

„Ich werde sofort zum Arzte senden,“ warf Johanna ein und wollte in das Haus eilen, um den Diener zu rufen und zur Stadt zu schicken.

Der Kaufmann erfaßte ihre Hand und hielt sie fest. —

„Bleib hier, mein Kind, ich will keinen Arzt!“ sprach er. „Auch er kann mir nicht helfen, denn es thut mir nur Eins Noth: Ruhe, Ruhe!“



Er strich mit der Hand über die Stirn hin.

„Ich werde sie finden,“ fuhr er dann fort, „deshalb verschweig Ina, daß ich heimgekehrt bin; ich bin ja manchen Abend erst spät zurückgekommen, es wird ihr deshalb nicht auffallen. An der Seite ihres Verlobten fühlt sie sich glücklich. Dies Glück will ich nicht stören, sie soll es genießen, so lange — so lange es möglich ist!“

In seinem Zimmer angelangt, sank er erschöpft auf einen Stuhl. Johanna eilte fort, um ein Glas Wein für ihn zu holen. Als sie zurückkehrte, saß er noch regungslos da, beide Hände vor das Gesicht gepreßt; er schien ihr Nahe gar nicht zu bemerken.

Erst als sie dicht an ihn herantrat und die Worte „bitte, trinken Sie!“ zu ihm sprach, ließ er die Hände langsam sinken und sie fuhr erschreckt vor dem Ausdruck seines Gesichtes zurück. Einige Sekunden lang blickte er sie starr an, als ob er sie nicht erkenne, dann trank er hastig den Wein. Ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

„Ich habe meine Kräfte überschätzt und zuviel gearbeitet,“ sprach er. „Jetzt sehne ich mich nach Ruhe. Johanna, glaubst Du, daß Ina mit Brankow glücklich werden wird?“

Durch diese Frage überrascht, blickte das Mädchen ihn an.



„Glaubst Du, daß er in allen Lebenslagen fest und treu zu ihr stehen wird?“ fuhr er fort. „Daß er sie nie verlassen wird, wie das Geschick sich auch wenden mag? Ina ist gut, ihr Herz ist jedoch zu weich für das Leben, sobald irgend ein Sturm an es heranträte, würde es unterliegen, wenn es nicht eine feste und treue Stütze hat. Wird Brankow die Kraft dazu besitzen?“

„Ja, ich glaube es,“ gab Johanna zur Antwort. Da sie ihn liebte, erschien er ihr mit all' den Vorzügen ausgestattet zu sein, die der echte Mann besitzen muß. „Welches Geschick könnte sie jedoch treffen, da sie vom Glücke umgeben ist!“ fügte sie hinzu.

Halb in Gedanken versunken blickte Patener einen Augenblick lang vor sich hin.

„Weißt Du nicht, wie wechselvoll das Glück ist?“ sprach er dann. „Scheint es nicht oft eine Freude daran zu finden, Den zu stürzen, den es erst hoch emporgehoben hat? Hast Du nicht gehört, daß Denen, welche von Tausenden beneidet wurden, das Glück plötzlich den Rücken zuwandte, und daß diese dann doppelt elend dastanden, weil sie verwöhnt waren und nicht die Kraft besaßen, gegen die Wogen, die sie bedrohten, anzukämpfen? Haha! In Dichtungen wird uns oft ein solcher Wechsel des Glückes geschildert, wir glauben es nicht, weil es uns unnatürlich erscheint, und doch ist das Leben erfinderischer und



grausamer als die Phantasie aller Dichter! Das Leben ist die treueste Komödie, denn wenn in ihm der Vorhang fällt, so ist das Stück wirklich zu Ende und die Todten hinter ihm leben nicht wieder auf!"

„Sie sind erregt!“ rief Johanna besorgt. „Soll ich nicht doch nach dem Arzt senden?“

Platener schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Ich will versuchen, ruhig zu werden,“ entgegnete er. „Die Abspannung wird schwinden, wenn ich schlafe — ja, ich will schlafen. Niemand — Niemand soll mich stören, sage dies dem Diener. Und nun gehe zu Ina und verrathe nichts durch Dein besorgtes Gesicht. Sage zu ihr, ich habe einen Boten aus der Stadt geschickt und melden lassen, daß ich erst spät — spät heimkehren werde. Sie soll schlafen, wenn Brankow sie verlassen hat. Nun geh' — geh', Johanna, und sende mir durch den Diener noch eine Flasche Wein, der Wein wird mir wohlthun!“

Er hielt Johanna's Hand einen Augenblick in der seinigen und drückte sie fest, er sah ihr in die Augen, dann schob er sie sanft der Thüre zu.

Sie theilte dem Diener den Auftrag des Herrn mit, sie hörte, wie Platener, als derselbe ausgeführt war, die Thür hinter dem Diener verschloß. Besorgt blieb sie in dem Vorzimmer stehen, um zu lauschen, denn sie hatte an dem Vater ihrer Freundin nie eine solche Erregung wahrgenommen. War derselbe dennoch



kränker, als er selbst glaubte? Als aber in Platener's Zimmer Alles ruhig blieb, entfernte sie sich leise, weil sie glaubte, der Schlaf, nach dem er so sehr verlangt, habe sich bereits eingestellt.

Sie schritt durch den Garten hin und begab sich dann zu Ina und Brankow, welche noch immer auf der Terrasse saßen und in ihrem Glücke kaum empfunden hatten, daß Stunden geschwunden waren. Der Abend war längst hereingebrochen, als Ina nach ihrem Vater fragte, erst jetzt theilte Johanna ihr mit, daß derselbe erst spät aus der Stadt zurückkehren werde.

„Er hat mir heute Mittag nichts davon gesagt,“ warf Ina ein.

„Vor einigen Stunden sandte er einen Boten und ließ es sagen,“ gab Johanna zur Antwort. „Ich habe es Dir nicht mitgetheilt, um Dich nicht zu stören.“

Ina warf der Freundin für diese Rücksicht einen dankbaren Blick zu.

Es war bereits ziemlich spät am Abende, als Brankow zur Stadt zurückkehrte. Bis an die Gartenpforte geleitete ihn Ina, dann begab sie sich auf ihr Zimmer.

Johanna ging mit ihr, war ihr beim Auskleiden behilflich und setzte sich dann auf den Bettrand des glücklichen Mädchens, welches noch lange von der



Herzensgüte und den Vorzügen des Geliebten sprach, ohne zu ahnen, wie schwer es der Freundin dabei um das Herz war.

„Du bleibst bei mir, wenn ich mit Rudolph verbunden bin,“ sprach sie. „Ich lasse Dich nicht eher von mir, als bis Du selbst einem Manne Deine Hand reichst. Glückliche und heiter wollen wir leben. Ich habe mit Rudolph heute Abend darüber gesprochen, und auch er wünscht es, weil er Dich gern hat!“

Halb traurig schüttelte Johanna mit dem Kopfe.

„Glaubst Du, daß ich Dir dann das noch sein werde, was ich jetzt bin!“ warf sie ein. „Dann ist ein Anderer an Deine Seite getreten, dem Du Alles anvertrauen kannst, und ich möchte ihm auch nichts von dem Rechte, welches er an Dich hat, rauben. Voll und ganz muß ihm Dein Herz angehören, wie es ihm jetzt gehört. Wenn ich je einem Manne meine Hand reichen sollte, und ich glaube nicht, daß dies geschehen wird, dann werde ich es nur thun, wenn ich weiß, daß ich ihm Alles sein kann, Gattin und Freundin zugleich.“

„Du glaubst nicht, daß es je geschehen wird?“ unterbrach Ina sie erstaunt. „Du solltest Dich nicht danach sehnen, glücklich zu werden? Johanna, auch Dein Herz wird einst empfinden, was wirkliche Liebe ist, und dann wirst Du Dich auch sehnen, mit dem verbunden zu werden, dem Dein Herz gehört!“



Johanna beugte sich über die Freundin und schnitt durch einen Kuß deren Worte ab, dann erhob sie sich schnell, um sich in ihr dicht daneben gelegenes Schlafgemach zu begeben.

„Ich bin müde!“ sprach sie. Jetzt wollen wir Beide schlafen.“

Früher als gewöhnlich stand Johanna am folgenden Morgen auf, denn der Gedanke an Ina's Vater ließ ihr keine Ruhe. Konnte derselbe nicht ernstlich erkrankt sein? Seine Aufregung am Abend zuvor war so heftig gewesen. Sie trat leise an die Thür seines Zimmers und horchte — drinnen war Alles still, er schien noch zu schlafen. Beruhigt entfernte sie sich und befahl dem Diener, den Herrn nicht zu stören.

Eine Stunde später kam ein Mann in sichtbar größter Aufregung, den sie in der letzten Zeit öfter in Platener's Hause gesehen hatte; es war der Agent Moses Kronberg. Sie wollte sich entfernen, sobald sie ihn erblickte, denn der kleine, häßliche Mann! auf dessen Gesicht stets ein fast grinsendes Lächeln lag, dessen Augen fortwährend scheu und lauernd umherfuhren, dessen Kleidung so unsauber war, der Platener gegenüber eine fast hündische Unterwürfigkeit zeigte und selbst eine Beleidigung geschmeidig ertrug, hatte sie von Anfang an abgestoßen. Sie hatte nicht zu begreifen vermocht, wie der reiche und stolze Kauf-



mann diesen Mann je über seine Schwelle treten lassen konnte.

Zwar hatte er, als Ina eines Tages ihr Erstaunen darüber aussprach, mit leichtem Achselzucken erwidert: „Kind, das Geschäft bringt auch Unannehmlichkeiten mit sich, die sich nicht umgehen lassen,“ allein selbst diese Worte hatten ihren Widerwillen gegen den Mann nicht im geringsten abzuschwächen vermocht.

Der Agent folgte ihr und rief ihren Namen. Unwillig wandte sie sich um, denn dies hatte der Mann nie zu thun gewagt.

„Ich wünsche Herrn Platener zu sprechen,“ bemerkte er, näher an Johanna herantretend.

Sein ganzes Wesen schien ein anderes geworden zu sein; er küstete kaum den schmutzigen Hut, er trat dreist und sicher auf, während er früher stets nur gebückt und mit vielen Verbeugungen sich genahet hatte.

„Herr Platener schläft noch,“ gab Johanna zur Antwort und wollte sich entfernen.

„Herr Platener schläft noch?“ wiederholte Moses Kronberg mit höhnnendem Lächeln. „Und ich sage, er schläft nicht!“

Erzürnt über diese dreisten Worte, richtete Johanna den Kopf empor. Sollte sie dem häßlichen Manne antworten?

„Fräulein, Moses Kronberg ist zu klug, um sich  
Fr. Friedrich, Die Frau des Arbeiters. I. 2



täuschen zu lassen," fuhr der Agent fort. „Wenn Sie mir sagen, Herr Platener ist verreist, so werde ich Ihnen sagen, wohin er gereist ist. Wird er schlafen, wo heute der Ultimo ist und wo er so viel zu decken hat? Aber wenn er noch hier ist, dann sagen Sie es mir, ich muß ihn sprechen. Nicht umsonst bin ich so früh hierher gekommen, auch ich habe eine Forderung an ihn, und wenn er noch zahlen kann, dann soll er mich zuerst bezahlen!“

Johanna verstand diese Worte kaum und doch hallten sie schwer in ihren Ohren wieder. „Wenn er noch zahlen kann," klang es in ihr. Sie dachte an seine Aufregung am Abend zuvor, sie sah die Dreistigkeit des Agenten — ihre Gedanken fingen an sich zu verwirren.

„Was ist geschehen?" rief sie mit angstvoller Stimme.

„Was wird geschehen sein!" entgegnete der Agent, indem er die Schultern emporzog. „Herr Platener hat große Geschäfte machen wollen und hat sich verrechnet. Er ist der Erste nicht, dem dies begegnet, und wird auch der Letzte nicht sein! Was geht es mich an, wenn er mir bezahlt, was ich noch zu bekommen habe. Dann mag er verreisen, ich werde ihn nicht verrathen!“

Namenlose Angst erfaßte Johanna, sie mußte sich mit der Rechten auf einen Stuhl stützen, um nicht



umzusinken, ihre Augen waren starr auf den Mann gerichtet. War es möglich, daß er die Wahrheit sprach? Es konnte nicht sein, das große Vermögen des reichen Kaufmanns konnte nicht so schnell wie ein flüchtiger Schatten geschwunden sein.

Raum wissend, was sie that, eilte sie fort zu Platener's Zimmer. Die Thüre war noch verschlossen, sie pochte leise an, keine Antwort erfolgte.

„Er schläft fest,“ sprach Kronberg höhrend. Er war ihr gefolgt, ohne daß sie es bemerkt hatte. „Ich werde pochen!“ und laut klopfte er an die Thüre, immer lauter, so daß es dröhnend durch das Haus hindrang. „Machen Sie auf, machen Sie auf!“ rief er. „Glauben Sie nun noch, daß er schläft? Der Vogel ist ausgeflogen — er ist entflohen, ohne mich bezahlt zu haben — ich bin ein geschlagener Mann!“

„Nein, nein, er kann nicht entflohen sein!“ rief Johanna — mehr vermochte sie nicht hervorzubringen.

„Ich werde mich selbst schadlos halten,“ fuhr Kronberg, sich zusammenraffend, fort. „Ich werde nehmen, was ich finde, denn ich bin von all' seinen Gläubigern der erste, der hierher gekommen ist. Noch kann nicht Alles verloren sein, er hat noch Werthsachen, Möbel, Pferde!“

Durch das heftige Pochen waren Platener's Diener und Kutscher herbeigerufen. Ueberrascht blickten sie den Agenten an, der ihnen zurief: „Er ist ent-



flohen — entflohen! Er hat uns Alle getäuscht und betrogen!”

Der Diener suchte die Thüre zu öffnen, nachdem er nochmals angepocht hatte und keine Antwort erfolgt war; er stemmte sich dagegen, und als Kronberg ihn mit all' seiner Kraft unterstützte, gab das Schloß nach und die Thüre flog auf.

Auf dem Sopha lag Platener und schien zu schlafen.

„Er schläft!“ rief der Diener leise und suchte den Vordrängenden zurückzuhalten.

„Wird er schlafen bei dem Poehen, durch welches ein Todter erwacht wäre,“ entgegnete der Agent und trat in das Zimmer und schnell an den Daliegenden heran. „Todt ist er — todt!“ rief er. „Aus dem Leben ist er gegangen, ohne seine Gläubiger zu befriedigen.“

Johanna war in das Zimmer gestürzt, mit starrem Blick sah sie den bleich und regungslos Daliegenden an. Die Augen waren noch halb geöffnet, kein Zug seines Gesichtes bewegte sich, die linke Hand war kraftlos niedergesunken. Mit lautem, verzweiflungsvollen Aufschrei sank sie neben dem Sopha nieder.

„Er ist todt,“ riefen der Diener und Kutscher fast zu gleicher Zeit und erfaßten des Daliegenden Hand — sie war bereits erkaltet.

In der ersten Bestürzung wußten sie nicht, was



sie beginnen sollten. Da bemerkte der Diener den Agenten an dem Schreibtisch seines Herrn beschäftigt. Schon hatte derselbe ein Fach desselben aufgezogen und streckte die Hand nach einem Kästchen mit mehreren werthvollen Ringen aus. Schnell sprang er hinzu und hielt den Arm des Mannes fest.

„Was suchen Sie hier?“ rief er.

Scheu wich Moses Kronberg zurück.

„Ich sehe nach, ob der Todte mir nicht das Geld hinterlassen hat, welches er mir noch schuldet,“ erwiderte er. Und als der Diener unwillkürlich die Hand erhob, um den Frechen, der an Platener's Leiche keinen anderen Gedanken als den an seinen Verlust hatte, zu züchtigen, wich er ängstlich und geschmeidig aus dem Zimmer und blickte halb scheu und halb verlangend aus dem Vorgemache durch die Thüre. Auch jetzt rief er noch: „er hat sich das Leben genommen, weil er seine Gläubiger nicht hat bezahlen können. Heute ist der Ultimo, der hat ihn ruinirt.“

Der Todte lag ruhig da, keine Verletzung war an ihm zu bemerken. Weshalb hatte er sich eingeschlossen? hatte er sich wirklich selbst das Leben genommen oder war er durch fremde Hand getödtet? Der Diener sowohl wie der Kutscher konnten das erstere nicht glauben, denn sie vermochten nicht zu fassen, daß er nicht mehr reich sei. Besaß er doch noch das große Geschäft und Haus in der Stadt, hatte er doch das



prachtvolle Landhaus, Wagen und Pferde. Das Fenster stand geöffnet, durch dasselbe konnte ein Mörder eingestiegen sein, auf dem Schreibtische lagen Papiere in wirrer Unordnung, als ob eine Hand hastig in ihnen gesucht habe.

„Er ist ermordet!“ rief der Diener halblaut. „Dort ist der Mörder eingestiegen — hier hat er den Schlafenden überfallen!“

Johanna richtete sich langsam empor. Das Wort „ermordet“ hallte ihr im Ohre wieder, und sie erinnerte sich an die schwere Pflicht, die ihr bevorstand. Sie mußte Ina auf das Entsetzliche vorbereiten, denn das unglückliche Mädchen durfte ihren Vater so nicht sehen, der Anblick hätte auch ihr das Leben rauben können.

Sich zusammenraffend verließ sie das Zimmer, um zu ihrer Freundin zu eilen, die vielleicht noch schlief und von Glück und Liebe träumte.

Der Diener trat noch einmal an seinen Herrn heran und, nachdem er sich fest überzeugt, daß derselbe todt war, schloß er die Thür und steckte den Schlüssel zu sich, damit Niemand das Zimmer betrete. Der Kutscher war bereits aus dem Hause geeilt und hatte die Pferde angeschirrt, um zur Stadt zu fahren und von der Ermordung seines Herrn Anzeige zu machen. Mit den schnellen Thieren konnte er die Stadt in einer Viertelstunde erreichen.



Moses Kronberg hatte noch immer das Haus nicht verlassen; er suchte sich wiederholt dem Diener zu nähern, vielleicht konnte er von ihm über Platener's Tod Näheres, was ihm von Nutzen sein konnte, erfahren. Was kümmerte es ihn, daß die ganze Dienerschaft bestürzt und bleich vor Schrecken war, was kümmert ihn der laute, gellende Schmerzensschrei, der aus Ina's Zimmer drang. Er zuckte nur leicht mit der Achsel und sprach zu sich selbst: „Sie wird schreien, weil sie plötzlich arm geworden ist! Wäre Platener flüger gewesen, so würde er für sie gesorgt haben, ehe er sich das Leben genommen, sein Tod wird Viele überraschen!“

Noch einmal versuchte er sich dem Diener zu nähern, da stieß ihn derselbe gewaltsam zum Hause hinaus. —

Johanna saß neben der unglücklichen Freundin, welche vollständig erschöpft, einer Ohnmächtigen gleich auf dem Sopha lag. Sie hielt die Rechte derselben mit beiden Händen umfaßt und blickte angstvoll auf Ina's bleiches Gesicht.

Als sie zu Ina in das Zimmer getreten war, hatte dieselbe sofort aus ihren Zügen gelesen, daß etwas Entsetzliches geschehen war. Vorsichtig, langsam, hatte sie die Freundin vorbereiten wollen, sie hatte ihr gesagt, daß ihr Vater während der Nacht heftig erkrankt sei und sie, die sofort zu ihm eilen



wollte, nur mit Mühe zurückgehalten — da hatte Ina die lauten Klageworte einer Dienerin: „Er ist todt, er ist ermordet!“ vernommen und war aufschreiend ohnmächtig niedergesunken. Johanna hatte sie auf das Sopha gelegt und saß nun neben ihr. Konnte dieser schwere Schlag nicht auch das Leben der Freundin gefährden? Sie wollte beruhigende Worte zu ihr sprechen und vermochte keinen einzigen Laut über die Lippen zu bringen.

Noch mußte die Unglückliche das Schlimmste nicht und schon schien sie vollständig gebrochen zu sein. —

Aus den Worten Platener's und Kronberg's mußte Johanna nur mit zu viel Gewißheit entnehmen, daß Platener sein Vermögen verloren und sich aus Verzweiflung das Leben genommen hatte, weil er nicht den Muth besaß, den Verlust zu ertragen. Sie dachte nicht an sich, ob schon der Verlust ihres väterlichen Wohlthäters in ihrem Leben eine große Veränderung hervorrufen mußte, sie hatte nie vergessen, daß sie die Tochter eines Hausdieners war, wenn schon sie durch die Erziehung mit ihrer Freundin eine Bildung besaß, die über ihren Stand hinausging. Sie fühlte die Kraft in sich, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen und durchzuringen — was sollte aber aus Ina werden, wenn sie Alles das verlor, was bisher zu den Bedingungen ihres Lebens gehört hatte? Konnte sie leben ohne Reichthum und



Fülle? Mußte ihre zarte, verwöhnte Gestalt nicht zusammenbrechen, wenn sie von der harten Hand des Lebens berührt wurde? Ihr war freilich Eins geblieben, sie war verlobt und der Mann, dem ihr Herz gehörte, mußte ihre Stütze werden und das zu ersetzen suchen, was sie verloren hatte.

„Sna, fasse Dich! Sprich nur ein einziges Wort,“ bat Johanna, welcher der regungslose Zustand der Freundin immer größere Angst einflößte, mit bebender Stimme.

Da schlug die Unglückliche die Augen auf und richtete sich bald empor, mit leidenschaftlichem Schmerze warf sie sich an die Brust der Freundin und weinte heftig. Johanna preßte sie fest an sich, auch sie fand jetzt erst Thränen, welche die Größe des Schmerzes ihr versagt hatte.

Währenddem war Platener's Wagen aus der Stadt zurückgekehrt und hatte den Staatsanwalt, den Gerichtsarzt und einen Polizeicommissar mit sich gebracht. Der Diener führte sie in das Zimmer des Todten, er erzählte, wie das Zimmer geöffnet war und wie sie den Todten gefunden hatten, er nannte die Namen derjenigen, welche dabei zugegen gewesen waren.

„Ist noch Alles so, wie Sie es gefunden haben?“ fragte der Commissar.

„Ja,“ gab der Diener zur Antwort. „Kronberg



wollte den Schreibtisch durchsuchen, ich hinderte ihn jedoch daran, denn ich vermuthete, daß er es nicht in ehrlicher Absicht that. Dann verschloß ich das Zimmer und steckte den Schlüssel zu mir, seitdem ist Niemand darin gewesen.“

„Auch Sie nicht?“ warf der Commissar ein.

„Auch ich nicht,“ versicherte der Diener.

„Lagen die Papiere hier auf dem Schreibtische bereits in dieser Unordnung?“

„Ja.“

„Und auch dies Fenster stand offen?“

„Ja wohl.“

Der Commissar war an das Fenster getreten und blickte hinaus, es war Parterre und von außen leicht zu ersteigen; sein scharfes Auge schien nach irgend einer Spur eines Fußes zu suchen. Er fand nichts.

„Haben Sie in der Nacht kein Geräusch vernommen?“ fragte er.

„Nicht das geringste,“ gab der Diener zur Antwort. —

„Wo schlafen Sie?“

„Hier, über diesem Zimmer.“

„Sie haben vielleicht einen festen Schlaf?“

„Nein, ich habe es des Nachts jedesmal sofort gehört, wenn mein Herr mich gerufen hat.“

Der Arzt war währenddem an den Todten getreten und untersuchte ihn.



„Alle Spuren weisen auf eine Vergiftung hin,“ sprach er.

„Der Staatsanwalt und Commissar traten an ihn heran.

„Es ist an dem Todten keine Spur äußerer Verletzung zu bemerken,“ fuhr der Arzt fort. „Seine Lage ist eine durchaus ruhige, so, daß ich anfangs glaubte, er sei von einem Schlaganfälle überrascht; dies ist jedoch nicht der Fall, verschiedene Zeichen sprechen dafür, daß der Tod durch Gift herbeigeführt ist.“

Das Auge des Commissars war forschend durch das Zimmer geeilt, er suchte nach einem Gefäße, in welchem das Gift enthalten gewesen war.

„Glauben Sie, daß ihm dasselbe mit Gewalt beigebracht ist?“ fragte er.

„Das ist wohl kaum möglich, denn nichts deutet darauf hin, daß ein Kampf stattgefunden hat. Der Todte würde auch um Hilfe gerufen haben.“

Zustimmend nickte der Commissar mit dem Kopfe, er hatte dieselbe Ueberzeugung und wünschte nur, dieselbe durch den Arzt bestätigt zu sehen.

„Ist es möglich, daß ihm, während er auf dem Sopha lag und schlief, das Gift eingeflößt ist?“ fragte er weiter.

„Ich halte es nicht für möglich,“ lautete die Antwort des Arztes.



Der Commissar trat an den Tisch und nahm das auf demselben stehende Weinglas in die Hand.

„Haben Sie dies Glas bereits untersucht?“ fragte er.

„Noch nicht,“ entgegnete der Arzt und ließ sich das Glas reichen, in welchem noch ein Weinrest enthalten war. Sorgfältig prüfte er denselben durch den Geruch. „Hierin ist nach meiner Ueberzeugung kein Gift enthalten, denn weder Geruch noch die Farbe des Weines ist im Geringsten verändert,“ fuhr er fort. „Sie kennen das Gerücht, welches bereits heute Morgen früh die Stadt durchlief? Platener soll durch Börsenspiel sein ganzes Vermögen verloren haben, er soll heute Summen zu decken gehabt haben, welche weit über seine Kräfte hinausgehen.“

„Ich habe davon gehört, allein ich wollte mich in der Untersuchung nicht im Voraus dadurch beeinflussen lassen,“ bemerkte der Commissar. „Meine Vermuthung, daß hier nicht ein Verbrechen, sondern ein Selbstmord vorliegt, gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Ich kannte Platener persönlich und begreife aus seinem Charakter, daß er nicht im Stande war, einen solchen Verlust zu ertragen. Das Glück ist ihm zu lange günstig gewesen und hat ihm die Kraft geraubt, dem Unglücke entgegen zu kämpfen. Vielleicht ist unter seinen Papieren irgend Etwas enthalten, was uns einen näheren Aufschluß giebt.“

Er trat mit dem Staatsanwalte an den Schreib-



tisch, Beide durchsuchten die Papiere. Sie hofften, daß Platener einen Brief an seine Tochter hinterlassen habe, fanden einen solchen jedoch nicht. Die Papiere bezogen sich fast ausschließlich auf sein Geschäft, ohne daß sie den Stand seines Vermögens oder seine Verluste irgend wie erkennen ließen. Nur ein an den Agenten Moses Kronberg angefangener Brief gab nähere Aufklärung. Derselbe lautet:

„Sie haben mich in das Unglück gestürzt, nun retten Sie mich, sonst bin ich verloren. Ihrem Rathe bin ich gefolgt, als ich mich in die Speculationen an der Börse einließ. Sie haben mich immer weiter und weiter getrieben, um die bedeutenden Verluste, die ich erlitten hatte, wieder zu erlangen; ich bin Ihrem Rathe gefolgt, weil ich erst spät eingesehen, daß Sie nur an Ihren Gewinn dachten, daß Sie mich Ihrem Interesse in der schändlichsten Weise geopfert haben. Sie sind schlimmer als ein Räuber, denn gegen einen solchen kann man sich schützen. Sie haben mich unter der Maske der Freundlichkeit und Ehrlichkeit getäuscht und betrogen. Jetzt schaffen Sie Rettung, oder ich werde öffentlich Ihren Charakter brandmarken, ich werde Sie als Betrüger, der Sie sind, schildern, ich werde . . .“

Hier war der Brief, der dem Datum nach schon zwei Tage früher geschrieben war, abgebrochen. Platener schien eingesehen zu haben, daß ihm derselbe



nichts nützen werde, immerhin waren diese Zeilen von großer Bedeutung.

„Ich werde diesen Brief mit mir nehmen,“ sprach der Staatsanwalt, indem er das Schreiben in seiner Briefftasche barg. „Sagten Sie nicht, daß Kronberg heute morgen schon hier gewesen sei?“ wandte er sich fragend an den Diener.

„Er kam schon sehr früh und behauptete, noch eine Forderung an meinen unglücklichen Herrn zu haben.“

„Und diese wollte er holen, um den übrigen Gläubigern zuvorzukommen,“ bemerkte der Commissar. „Ich kenne diesen Mann und sein Treiben. Platener hat Recht, er ist schlimmer als ein Räuber, denn er plündert die aus, welche ihm Vertrauen schenken und würde selbst seine Freunde nicht schonen, wenn er Freunde hätte! Das Schlimmste ist, daß er alles unter dem Scheine des Rechtes thut und klug genug ist, nicht gegen das Gesetz zu verstoßen, obschon sein Treiben das schändlichste ist, welches es giebt!“

„Vielleicht giebt es doch einen Paragraphen des Gesetzes, um ihn zur Verantwortung und Bestrafung zu ziehen!“ warf der Staatsanwalt ein.

Der Commissar zuckte zweifelnd mit der Schulter. „Ich glaube kaum,“ gab er zur Antwort. „Diese Menschen studiren das Gesetz sehr genau, nicht um es zu halten, sondern um es zu umgehen! — Weiß



die Tochter Ihres Herrn bereits das Geschehene?“ wandte er sich an den Diener.

„Sie weiß nur, daß er todt ist.“

„Hat sie ihn schon gesehen?“

„Nein.“

„Dann verschweigen Sie ihr, daß er wahrscheinlich sich selbst das Leben genommen hat. Es ist ein schwerer, schwerer Schlag, der sie sicherlich ohne jede Vorbereitung, inmitten des vollsten Glückes betroffen hat.“

„Niemand von uns hatte eine Ahnung, daß Herrn Platener Verluste betroffen haben,“ bemerkte der Diener. „Wir Alle hielten ihn für sehr reich, denn es hat hier bis zur letzten Stunde nicht die geringste Einschränkung stattgefunden.“

Der Todte wurde in ein anderes Gemach gebracht, und das Zimmer, in welchem er gestorben war, verschlossen. Den Schlüssel nahm der Staatsanwalt mit sich. —

Der Commissar durchsuchte den Garten und in geringer Entfernung von Platener's Stubenfenster fand er ein Fläschchen, in welchem das Gift, durch welches des Kaufmanns Leben vernichtet war, enthalten gewesen. Es schien sein Bestreben gewesen zu sein, den Verdacht, daß er sich selbst das Leben genommen, von sich abzulenken, die Mittel, welche er dazu an-



gewandt, verriethen indessen deutlich, in welcher erregten Stimmung er gewesen war; er schien nicht mehr die Kraft zur ruhigen Ueberlegung gehabt zu haben. Freilich mußte es ihm schwer geworden sein, aus dem Leben, welches so viele Freuden für ihn gehabt hatte, zu scheiden. —

---





## Zweites Kapitel.

---

Der Selbstmord des reichen Platener war mit außerordentlicher Schnelligkeit in der ganzen Stadt bekannt geworden und rief das größte Erstaunen hervor. Wohl war es Manchem bekannt gewesen, daß er an der Börse speculirt und Verluste erlitten hatte; kein Einziger hatte jedoch geahnt, daß dieselben so groß gewesen waren. Das Gerücht vergrößerte natürlich die Summen, die er schuldete; immerhin waren dieselben so bedeutend, daß sie durch Alles, was er hinterlassen hatte, nicht gedeckt werden konnten, und die ganze Ausdehnung derselben ließ sich noch nicht einmal übersehen.



Die bedeutendsten Gläubiger stellten sofort bei dem Gerichte den Antrag, daß Platener's ganze Hinterlassenschaft mit Beschlag belegt werde; das Gericht wäre ohnehin hierzu verpflichtet gewesen, da Platener's einziges Kind, Ina, noch minderjährig war und er keinen Vormund bestimmt hatte.

Es wurde sogar das Gerücht verbreitet, daß Platener viele arme Familien, welche ihm ihr Geld anvertraut und dasselbe bei dem reichen Manne sicher aufgehoben gewähnt hätten, um ihre ganzen Ersparnisse betrogen habe. Dies war nicht der Fall; trotzdem gewann das Gerücht eine immer weitere Ausdehnung, und der Unwille gegen den Todten steigerte sich von Stunde zu Stunde. Als Platener's Kutscher um die Mittagszeit mit der Equipage in der Stadt erschien, um für Ina einen Arzt zu holen, da Schreck und Schmerz sie in wirklich bedenklichem Grade angegriffen hatten, wurde der Unwille des Volkes, sobald es den Wagen erkannte, auf das Höchste gesteigert.

„Seht, das ist der Wagen und das sind die Pferde des Betrügers!“ riefen Einige, und Andere schlossen sich ihnen sofort an. „Haha! Es ist leicht, sich echte Araber zu kaufen, wenn man die Armen betrügt!“ rief ein Dritter.

Zwar vermochte von all' denen, welche so laut und drohend riefen, kein einziger aufzutreten und zu sagen, daß er durch Platener einen Verlust erlitten



habe; darnach fragte auch Niemand; es mußte wahr sein, da es gesagt wurde.

Einige verwegene Buben erhoben zuerst Steine und warfen sie gegen den Wagen und die Pferde; dies war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Unter lautem Schreien und Pfeifen, mit Steinen werfend, suchten die Aufgeregten den Wagen zu umringen. Die von den Steinen getroffenen Pferde wurden scheu und vergebens suchte der Kutscher sie zu bändigen; seine Kraft reichte nicht aus. Wild stürmten die muthigen Pferde mitten in die dichte Menge hinein; sie rissen einen Knaben nieder, über welchen der Wagen hinwegging, bis mehrere Männer ihnen in die Zügel fielen und sie zurückhielten.

Ein wildes Geschrei erhob sich.

„Er hat einen Knaben überfahren, er hat die Pferde mit Gewalt auf uns eingetrieben!“ riefen die Erbitterten, obschon dem erschrocken Kutscher nichts ferner gelegen; denn seine blutenden Hände bewiesen, mit welcher Anstrengung er die Pferde zurückzuhalten versucht hatte.

„Reißt den Schändlichen vom Boock und schlägt ihn nieder!“ fuhr die erregte Menge fort. „Er ist nicht besser, wie sein Herr, denn er hat ihn gefahren — wie der Herr, so der Diener! Schlägt ihn nieder! Rächt den Knaben, den er überfahren hat!“

Zahlreiche, drohende Hände streckten sich nach dem unglücklichen Kutscher aus, der bleich und zitternd



daß, dem der Schrecken die Lippen geschlossen hatte. Schon sprangen mehrere Männer auf den Wagen, um ihn herabzureißen, damit der wild schreiende Volks- haufe seine Rache an ihm fühlen könne, da kamen dem Bedrohten mehrere Polizeibeamte zu Hilfe und führten ihn, um ihn zu schützen, nach der nächsten Polizeiwache. Auch der Wagen und die Pferde wurden in Sicherheit gebracht.

Die Erbitterung des Volkshaufens war dadurch, daß ihm der Gegenstand, an dem er seine Wuth aus- lassen konnte, entrissen war, nur noch gesteigert. Einige Augenblicke lang blieb die Menge, über die Polizei- beamten schimpfend, stehen; sie war unschlüssig, was sie thun sollte. Da rief eine laute Stimme mitten aus dem dichten Haufen: „Auf, zu dem Hause des Betrügers, wir wollen es der Erde gleich machen und die Betrogenen rächen!“

Jubelnd stimmte die Menge ein, die Worte er- klangen wie ein Befehl, wie ein Zeichen zum Angriff. Schreiend und pfeisend wälzte sie sich durch die Straßen bis zu Platener's Hause.

Zum Glück hatte die Polizei noch rechtzeitig hier- von Kenntniß erhalten. Als die Menge vor dem Hause anlangte, fand sie die Thür desselben bereits durch Polizisten besetzt. Zögernd blieb sie stehen, weil sie nicht wußte, ob in dem Hause nicht noch mehr Polizeibeamte verborgen waren. Laut schreiend



stieß sie Drohrufe aus; als indessen einige der Laute-  
sten verhaftet waren, zogen die Uebrigen sich zurück.

In der Stadt hatte durch den Auflauf das Ge-  
rücht, daß Platener viele Arme betrogen habe, eine  
immer festere Begründung gefunden; selbst die Ver-  
ständigeren sagten sich: Wie wäre eine solche Er-  
bitterung des Volkes möglich, wenn das Gerücht jeder  
Wahrheit entbehrte? Sie wußten nicht, wie leicht eine  
erregte Menge irre zu leiten und zu den schlimmsten  
Gewaltthaten zu führen ist. Ruft Einer: „Der ist  
ein Betrüger! Der hat das Volk betrogen!“ so stimmen  
ihm Alle bei, ohne daß ein Einziger besonnen genug  
ist, zu fragen, ob die Anschuldigung wahr sei.

Die ganze Stadt war in Aufregung gerathen, die  
Polizei hatte sogar nach Platener's Landhause Poli-  
zisten geschickt, um dasselbe zu schützen, denn die Be-  
fürchtung, daß die erregte Menge sich dorthin wenden  
könne, lag nur allzunah.

Moses Kronberg ward inmitten des erregten Volks-  
haufens gesehen. Der Polizeicommissar selbst hatte  
ihn bemerkt; zwar hatte er nur wahrgenommen, daß  
er sehr lebhaft mit den Armen und Händen gestikulirte,  
dennoch hatte sich ihm die Vermuthung aufgedrängt,  
daß er das bereits erbitterte Volk noch mehr aufge-  
reizt habe. Es lag dies dem Charakter des Agenten,  
der weder ein Gefühl der Dankbarkeit, noch der Freund-  
schaft kannte, der in allen Lebenslagen nur an sich



selbst und seinen Vortheil dachte, der ohne die leiseste Regung seines Gewissens Hunderte geopfert haben würde, wenn er einen Gewinn dadurch erlangt hätte, durchaus nicht fern. Wurde es bekannt, daß er Platener zu den Speculationen an der Börse getrieben und die großen Verluste desselben mit verschuldet hatte, so war vorauszusehen, daß auch gegen ihn der Unwille sich in gleichem Grade richten werde. Dies schien er wohl zu wissen und sich deshalb der Gunst des Volkes im Voraus zu versichern. Wenn er selbst als ein Gegner Platener's austrat, dann mußte es den Meisten doch als zweifelhaft erscheinen, daß er für den Mann so große Börsengeschäfte besorgt und durch ihn so viel Geld verdient hatte.

Der Commissar ließ ihn verhaften und kurze Zeit darauf in sein Bureau führen, um ihn zu verhören. Aeußerlich mit demüthiger Unterwürfigkeit, im Innern aber voll Trotz und Dreistigkeit trat Kronberg ein. Schon der erste Blick, den er durch das Zimmer gleiten ließ, schien zu sagen: „Wer kann mir etwas anhaben? Was ich gethan habe, ist nicht gegen das Gesetz; ich kenne das Gesetz und weiß, wie man es umgehen muß, ohne strafbar zu werden!“

„Herr Commissar,“ sprach er, indem er mit gebeugtem Kopfe dastand. „Ich bin durch die Polizei verhaftet und weiß nicht weshalb. Ich bin ein friedlicher Mann, der nie einem Menschen ein Leid zuge-



fügt, ich habe nie etwas gegen das Gesetz gethan, denn das Gesetz ist von der Obrigkeit und die Obrigkeit ist von Gott! Still gehe ich meinem Geschäfte nach und bin zufrieden, daß ich auf ehrliche Weise so viel verdiene, um davon leben zu können. Mehr verlange ich nicht. Meine Freunde sagen stets von mir, der Moses Kronberg könnte gute Geschäfte machen, wenn er nicht so gewissenhaft wäre, allein mir steht das Gewissen höher als das Geschäft."

Unwillig unterbrach ihn der Commissar, der den Charakter dieses Mannes zur Genüge kannte.

"In welchem Verhältnisse haben Sie zu Platener gestanden?" fragte er.

Kronberg blickte ihn überrascht an, als verstehe er diese Frage nicht recht.

"In welchem Verhältnisse?" wiederholte er. "Herr Platener war ein reicher Mann und ich bin ein armer Agent, der dankbar ist, wenn ihm Jemand einen Auftrag ertheilt. Wird der reiche, stolze Mann, der in eigener Equipage fuhr, mit dem armen Kronberg ein Verhältniß gehabt haben?"

"Sie haben mit ihm in Geschäftsverbindung gestanden," warf der Commissar ein. "Er hat sich Ihrer zu Speculationen an der Börse bedient!"

"Herr Commissar, ich würde glücklich gewesen sein, wenn ich mit dem reichen Kaufmanne in Geschäftsverbindung gestanden, wenn ich in seinem



Buche ein Conto gehabt hätte! Herr Platener schickte eines Tages zu mir und erwies mir die Ehre, mich in sein Privatzimmer zu rufen. „Kronberg,“ sprach er zu mir, „ich kenne Sie als ehrlichen und gewandten Mann, deshalb will ich Ihren Rath benutzen. Sagen Sie mir offen, halten Sie diese und jene Papiere für gut oder schlecht; wo alle an der Börse speculiren und Geld verdienen, will ich es auch thun.“ Und ich theilte ihm meine Ansicht mit, wie ich es als ehrlicher Agent nicht besser konnte und mußte!“

„Hat Sie Platener nie mit dem Einkauf oder Verkauf von Papieren an der Börse beauftragt?“

„Gewiß hat er das gethan, weil er nicht täglich selbst auf die Börse gehen mochte. Ich habe nur ausgeführt, was er mir aufgetragen.“

„Platener hat Sie dafür bezahlt?“

„Er war ein freundlicher Herr, der keinen Dienst umsonst verlangte.“

„Wie lange haben Sie mit ihm in dieser Weise in geschäftlicher Verbindung gestanden?“

„Es mag ungefähr ein Jahr gewesen sein, genau weiß ich es nicht mehr.“

„Und wie viel haben Sie in dieser Zeit durch Platener verdient?“

Diese Frage schien dem Manne durchaus nicht willkommen zu sein. Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort und sein Auge glitt scheu durch das



Zimmer, als hoffe er, irgendwo einen guten Weg zur Ausflucht zu finden.

„Kann ich das wissen?“ erwiderte er mit schlauem Lächeln. „Was er mir gegeben hat, habe ich angenommen, um davon zu leben.“

„Haben Sie es nicht aufgeschrieben?“

„Wozu hätte ich es aufschreiben sollen?“

„Sie müssen doch ungefähr wissen, wie viel Sie erhalten haben?“ warf der Commissar ein.

„Ich weiß es nicht,“ gab Kronberg zur Antwort.

„Nun, ich hoffe, es werden sich in Platener's Bücher darüber Angaben finden.“

„Wissen Sie auch, ob dieselben richtig sind?“ bemerkte der Agent, um auf alle Fälle vorzubeugen. „Kann er nicht geschrieben haben, daß er mir so und so viel gegeben, wenn er das Geld vielleicht zu einem Zwecke verwendet, den Niemand kennen lernen sollte! Das Papier ist geduldig!“

„Wie kommen Sie zu diesem Verdachte?“ unterbrach der Commissar ihn unwillig. „Sie beschuldigen ihn der Fälschung, haben Sie irgend einen Beweis dafür?“

Erschreckt fuhr Kronberg einen Schritt zurück, ihn gereueten die Worte, denn es war nicht klug, daß er sie ausgesprochen hatte.

„Ich beschuldige Niemand — ich habe keinen Verdacht!“ entgegnete er. „Der Herr Commissar wird



meine Worte falsch verstanden haben — werde ich eine Beschuldigung gegen Herrn Platener aussprechen? Habe ich ihn doch stets gern gehabt! Ich habe nur eine Möglichkeit hingestellt und eine Möglichkeit ist noch keine Beschuldigung.“

„Platener hat große Summen, ja sein ganzes Vermögen durch Sie verloren.“

„Durch mich? Wie heißt durch mich!“ rief Kronberg.

„Er ist Ihrem Rathe gefolgt und Sie haben ihn immer weiter und weiter in das gefährliche Spiel getrieben!“

„Er ist nicht immer meinem Rathe gefolgt, die reichen und stolzen Herren glauben Vieles besser zu wissen, ich habe ihn oft gewarnt, er hat nicht auf mich gehört! — Und wenn er meinem Rathe gefolgt wäre, war er dazu gezwungen? War er nicht ein Mann, der wissen mußte, was er that? Er ist leider todt und kann nicht mehr sagen, wie ehrlich und aufrichtig ich es stets mit ihm gemeint habe. Er würde es sagen und er müßte es sagen, weil es die Wahrheit ist!“

„Er behauptet gerade das Gegentheil,“ bemerkte der Commissar.

„Gegen Wen? Er ist todt!“ fiel der Agent ein.

„Er hat es sogar schriftlich hinterlassen.“

Die Augen des Agenten schlossen sich halb, als



könne er dadurch Das, was in ihm vorging, um so besser verbergen.

„Sie schweigen,“ bemerkte der Commissar.

„Wie kann ich antworten, wenn ich nicht weiß, was er geschrieben hat. Und wenn ich sage, er hat die Unwahrheit geschrieben, müssen Sie mir nicht eben so viel Glauben schenken als ihm!“

„Dies wird der Staatsanwalt näher untersuchen,“ gab der Commissar zur Antwort. „Er beschuldigt Sie, sein ganzes Unglück herbeigeführt zu haben, wie weit dies wahr ist, wird die Untersuchung herausstellen. — Was hatten Sie heute bei dem Volksauf- laufe, als Platener's Kutscher überfallen wurde, zu thun?“

„Nichts. Ich kam zufällig durch die Straße, die Menschen strömten von allen Seiten herbei — ich konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts.“

„Ich verlange, daß Sie die Wahrheit sprechen! Ich habe selbst gesehen, daß Sie das Volk noch mehr aufreizten, daß Sie lebhaft mit den Armen gesticulirten!“

„Wie heißt gesticuliren! Ich wollte mir Platz verschaffen, um weiter zu gehen.“

„Das war nicht Ihre Absicht. Haben Sie nicht gesagt, daß Platener an der Börse Alles verspielt habe?“

Kronberg blickte den Commissar halb scheu und



halb prüfend an. Woher wußte derselbe die Worte, die er allerdings gesagt hatte.

„Und wenn ich es gesagt hätte, ist es vielleicht nicht wahr?“ entgegnete er.

„Sie haben auch gesagt, daß die Pferde mehr als 2000 Thaler gekostet haben.“

„Sie haben so viel gekostet, ich weiß es.“

„Sie wußten aber auch, daß Sie durch diese Worte die bereits erbitterte Menge noch mehr aufheuzten.“

„Niemand habe ich aufgehezt. Beruhigen habe ich die Leute wollen, ich nannte den Preis der Pferde, damit sie die werthvollen Thiere schonen sollten. Was können die Pferde dafür, daß ihr Herr sich das Leben genommen hat, weil er nicht mehr im Stande war, zu zahlen! Kann es einen größeren Feind jeder Unruhe geben als ich bin? Ich sage, nur wenn überall Friede ist, gehen die Geschäfte, und wenn die Geschäfte nicht gehen, kann ich nichts verdienen. Werde ich gegen meinen eigenen Vortheil sein?“

Der Commissar sah ein, daß von diesem Manne, der so geschickt die Wahrheit zu verschweigen und zu umgehen wußte, kein offenes Geständniß zu erwarten war, nur durch hinreichende Zeugen war seine Schuld festzustellen. Er klingelte dem Diener, damit er den Verhafteten abführe.

„Führen Sie den Verhafteten ab,“ befahl er kurz.



„Wohin?“ fragte Kronberg, der bestimmt auf seine Freilassung gerechnet hatte.

„In die Untersuchungshaft.“

„Wie heißt Untersuchungshaft! Ich bin unschuldig, Herr Commissar, so wahr ich hier vor Ihnen stehe. Ich bin ein armer und geschlagener Mann, wollen Sie mich ganz in's Unglück stürzen! Lassen Sie mich frei, lassen Sie mich frei! Gott der Gerechte, Moses Kronberg im Gefängniß! Und weshalb? Weil er ist unschuldig, weil er dem Plätener in ehrlichster Weise beigestanden, weil er das aufgeregte Volk zu beruhigen versucht hat! Ist das Gerechtigkeit? Ich protestire gegen die Gewalt, die mir angethan wird, ich werde appelliren, ich werde . . !“

Der Commissar gab dem Diener ein Zeichen. Dieser erfaßte den Verhafteten am Arme und zog ihn gewaltsam zur Thür hinaus, selbst als dieselbe hinter ihm geschlossen war, tönte noch des Agenten laute Klage: „Ich bin ein geschlagener Mann! Man thut mir Gewalt an, obschon ich unschuldig bin! Ist das Gerechtigkeit!“ —

Um dieselbe Zeit, der Abend dämmerte bereits, saß Johanna bei Ina auf dem Zimmer derselben. Das unglückliche Mädchen kannte das wirkliche Geschick ihres Vaters noch immer nicht. Noch wußte es nicht, daß derselbe sich selbst das Leben genommen,



noch hatte es keine Ahnung, daß es arm geworden war, daß die Gläubiger seines Vaters bereits auf die Häuser desselben, auf die Möbel, die Wagen und Pferde, auf Alles, was er hinterlassen, Beschlag hatten legen lassen. Johanna hatte der Freundin nur zu sagen gewagt, daß ihr Vater wahrscheinlich vom Schlage getroffen sei.

Ina saß noch immer wie eine Träumende da, denn das Geschehene vermochte sie nicht zu fassen. Zu ihrem Schmerze hatte sich noch ein anderer Kummer gesellt. Schon am Morgen hatte sie ihren Verlobten erwartet, um sich an dessen Brust auszuweinen. Er stand ihr jetzt von allen Menschen am nächsten und von ihm erwartete sie Trost und Beruhigung. Ihr ganzes Leben, ihre Zukunft konnte sie jetzt nur ihm allein anvertrauen. Und war es nicht natürlich, daß Brankow, sobald er Platener's Tod erfahren, zu ihr eilte, um ihr in der schweren Stunde beizustehen?

Der Morgen war verflossen, ohne daß er gekommen war. Am Nachmittage hatte Ina einen Boten zu ihm geschickt und er hatte ihr sagen lassen, daß er sobald als möglich kommen werde. Jetzt dämmerte der Abend bereits und Ina erwartete ihn noch immer vergebens.

Sie befand sich in einem Zustande fast fieberhafter Aufregung, ihr Ohr lauschte auf jeden Tritt, der im Hause erklang. Dann richtete sie den Kopf empor und



blickte nach der Thüre und wenn sie gewahr wurde, daß sie sich getäuscht hatte, sank sie wieder zusammen.

Noch war keine Klage über ihre Rippen gekommen, nur das schnelle Athmen ihrer Brust und das leise Zittern ihrer Hände verrieth, wie sehr sie durch dieses Warten und Bangen litt.

„Er kommt nicht!“ rief sie endlich mit dem Ausdrücke eines unsagbaren Schmerzes und die Angst, die so schwer auf ihrer Brust gelastet, löste sich in Thränen. Sie warf sich an die Brust der Freundin.

„Er wird noch kommen,“ suchte Johanna sie zu beruhigen. „Er wird bis jetzt verhindert gewesen sein.“

„Kann es ein Hinderniß für ihn geben, wo er weiß, mit welcher Sehnsucht ich ihn erwarte!“ fuhr Ina fort. „Wo er der Einzige ist, an den ich mich jetzt anflammern kann! Mußte er nicht in derselben Minute, in der er den Tod meines Vaters erfuhr, zu mir eilen!“

„Ina, er muß jeden Augenblick kommen und dann wird er Dir sagen, was ihn zurückgehalten hat,“ warf Johanna ein. „Klage ihn nicht an, ehe Du ihn gehört hast!“

Ina schwieg und schien sich nach diesen Worten etwas zu beruhigen, allein schon nach kurzer Zeit stieg auf's Neue ein beängstigender Gedanke in ihr auf.

„Ihn selbst hat ein Unglück betroffen, deshalb ist er nicht gekommen!“ rief sie. „Du weißt, daß mir



vor einiger Zeit träumte, er sei mit dem Pferde gestürzt — kann dies nicht geschehen sein! Er verschweigt es mir, um meinen Schmerz nicht noch zu steigern, und doch peinigt diese Ungewißheit, dieses Schwanken zwischen Hoffen und Befürchten noch mehr.“

Johanna besaß kaum noch Worte, um sie zu beruhigen. In ihr selbst war ein banges Gefühl aufgestiegen, weil Brankow nicht kam. Auch sie hatte im Stillen nach Gründen, die ihn zurückhalten konnten, gesucht. Liebte er Ina wirklich so wenig, daß er selbst in dieser schweren Stunde nicht einmal kam, um ihr beizustehen? Es konnte nicht sein, er hatte ihr ja so oft gesagt, wie innig er sie liebe und sie hielt seinen Mund nicht für fähig, eine Lüge zu sprechen. Ina drang darauf, daß noch einmal ein Bote zur Stadt geschickt wurde, um ihren Verlobten zu rufen. Eine unendlich lange Stunde verging, ehe der Bote zurückkehrte. Ina erhob sich halb, um die Nachricht, welche er brachte, entgegenzunehmen, und als der Bote berichtete, daß er Brankow nicht in seiner Wohnung angetroffen habe und Niemand ihm habe sagen können, wo er sich befinde, sank sie auf das Sopha zurück. Starr war ihr Blick auf ihre Freundin gerichtet, als wolle sie in deren Zügen lesen, wie sie diese Nachricht aufnehme, dann bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen.

Rudolph von Brankow kam nicht und gab auch



nicht die geringste Nachricht von sich. Der folgende Tag brach an und schwand dahin — er kam nicht.

Mehr und mehr war die Hoffnung in dem Herzen Ina's geschwunden, in dumpfer Verzweiflung saß sie da und ihr müder, schmerzender Kopf suchte nur die eine Frage zu ergründen: „Weshalb kommt er nicht?“ Hatte er aufgehört, sie zu lieben, nachdem er am Abende vor dem Tode ihres Vaters an ihrer Seite so glücklich gewesen war, nachdem er ihr ein so heiteres Bild der Zukunft entworfen? Es konnte nicht sein! Das Unglück, welches sie betroffen und welches ihre Herzen noch enger und fester verknüpfen mußte, konnte dieselben nicht trennen.

Mehr als einmal raffte sie sich auf, um zu ihm zu eilen, um aus seinem Munde zu hören, weshalb er nicht kam, um in seinem Auge zu lesen, daß all' ihre Befürchtungen vergebliche gewesen seien. Johanna hielt sie fast mit Gewalt zurück, ihre Kräfte würden ohnehin zu einem solchen Gange nicht ausgereicht haben.

Ihr Zustand war ein wirklich bedenklicher, der herbeigerufene Arzt empfahl die größte Ruhe und Schonung. Wie sollte sie Ruhe finden, da ihr Herz unablässig von den heftigsten Schmerzen gefoltert wurde.

Auch Johanna vermochte keinen Grund für Branckow's Fortbleiben zu finden, sie wußte aber auch kein Wort des Trostes mehr für die Freundin. Konnte



sie ihr noch sagen, daß sie sich gedulden möge, durfte sie die Hoffnung, daß er kommen werde, noch in ihr aufrecht erhalten? Wenn Ina sie fragend und in dumpfer Verzweiflung anblickte, dann konnte sie nur die Hand derselben erfassen und an ihre Lippen pressen.

Die zweite Nacht schwand ohne die geringste Ruhe für das unglückliche Mädchen, erst als der Morgen hereingebrochen war, gewann der erschlaffte Körper das Uebergewicht über das gequälte Herz und der Schlaf erbarmte sich ihrer.

Leise schlich Johanna sich von der Freundin fort. Auch sie hatte zwei Nächte nicht eine Stunde Ruhe gefunden, sie fühlte, daß auch ihre Kräfte schwanden, mit aller Gewalt raffte sie dieselben zusammen und ihrem stärkeren Willen gelang dies.

Einer Dienerin trug sie auf, im Zimmer der Schlafenden zu bleiben.

„Wenn sie erwacht und nach mir fragt, so sage ihr, daß auch ich schlafe,“ fügte sie hinzu. „Daß ich zu erschöpft gewesen sei, um dem Schlafe länger widerstehen zu können. Dann weiß ich, daß sie nicht nach mir rufen wird, um mich nicht zu stören, denn ihr Herz ist zu gut, als daß es die Ruhe mir nicht gönnen sollte. Sie wird vielleicht verlangen aufzustehen und das Zimmer zu verlassen, biete Alles auf, um sie so lange zurückzuhalten, bis ich wiedergekehrt bin.“



Die Dienerin versprach, den Befehl auf das Strengste zu befolgen.

„Nun noch Eins,“ sprach Johanna. „Sie wird Dich vielleicht nach ihrem Vater fragen, verschweige ihr, auf welche Weise derselbe das Leben verloren hat. Sie darf noch nicht erfahren, daß derselbe sein Vermögen eingebüßt und sich selbst den Tod gegeben hat. Sie weiß bis jetzt nur, daß er vom Schlage getroffen ist. Die volle und entsetzliche Wahrheit wird sie immer noch zu früh erfahren, jetzt könnte dieselbe auch ihr den Tod bringen.“

Sie verließ dann das Haus und schritt der Stadt zu. Wohl wankten ihre Kniee, denn sie hatte einen schweren Gang vor sich und trat ihn mit wenig Hoffnung an, allein ihr fester Wille und die erfrischende Kühle des Morgens hielten ihre Kräfte aufrecht.

Zu Brankow wollte sie gehen, um aus seinem Munde zu hören, weshalb er nicht zu seiner Verlobten kam. Keine Ausflucht wollte sie ihm gestatten, sie mußte wissen, ob seine Liebe zu Ina erloschen war, denn der Zustand, in welchem das unglückliche Mädchen sich jetzt befand, durfte nicht länger währen. Es war besser für sie, wenn zu dem Schmerz über den Verlust des Vaters noch ein neuer Schmerz sich gesellte, als daß sie durch dies Hoffen und Bangen, durch diesen peinigenden Zustand des Wartens und Zweifelns aufgerieben wurde.



Johanna wußte, daß das Herz nur ein bestimmtes Maß von Schmerz und Freude in sich aufnehmen kann, Alles, was darüber hinaus geht, fließt unempfunken hinab.

Auch sie zweifelte noch, daß Brankow mit Absicht nicht zu Ina gekommen war, sie hoffte, daß er ihr Gründe nennen könne, die ihn rechtfertigen, sie wünschte es für die Freundin, sie wünschte es für sich selbst, denn es war ihr ein schmerzlicher Gedanke, daß sie dem Manne, für den ihr Herz schlug, ihre Achtung versagen müsse.

Noch hatte sie an das Auffallende ihres Schrittes nicht gedacht, dasselbe kam ihr erst zum Bewußtsein, als sie in das Haus eintrat, in welchem Brankow wohnte. Zögernd stand sie still. Noch einmal überlegte sie flüchtig, ob es keinen anderen Weg gebe, um sich über die Gesinnung des Mannes Gewißheit zu verschaffen — sie fand keinen. Was sie that, that sie nicht für sich, sondern für ihre unglückliche Freundin, die sie so aufrichtig liebte.

Langsam stieg sie die Treppe empor, ihr Herz schlug so schnell und laut, daß sie mehr als einmal still stehen mußte, um sich Ruhe und Fassung zu erringen.

Ihre Hand zitterte, als sie an der Klingel zog, welche zu der Wohnung des Wirthes führte, bei dem Brankow wohnte. Eine Frau öffnete die Thüre.



„Ist der Lieutenant v. Brankow noch zu Hause?“ fragte Johanna leise; sie war kaum im Stande, diese Frage hervorzubringen.

Prüfend ließ die Frau den Blick über sie hingleiten, es mußte ihr auffallen, daß ein junges Mädchen so früh nach dem Lieutenant fragte.

„Gewiß, wünschen Sie ihn zu sprechen?“ entgegnete sie endlich.

„Ja.“

„Gut, dort ist die Thür seines Zimmers, treten Sie ein, er ist bereits aufgestanden, denn sein Bursche hat schon vor einer halben Stunde den Kaffee für ihn geholt.“

„Nein, nein!“ unterbrach Johanna die Frau. „Ich kann nicht zu ihm gehen, wollen Sie mir für wenige Minuten Platz in Ihrem Zimmer gönnen?“

Wieder maß die Frau sie mit einem prüfenden und neugierigen Blicke.

„Bitte, kommen Sie,“ sprach sie und schritt voran.

Vor Brankow's Zimmer gingen sie vorüber, Johanna glaubte ihn in demselben auf- und abgehen zu hören und sie zitterte bei dem Gedanken, daß er plötzlich die Thüre öffnen könne.

Sie traten in das Zimmer der Frau ein. Erschöpft sank Johanna auf einen Stuhl.

„Gönnen Sie mir nur wenige Minuten Zeit,“ bat sie.



Sie strich mit der Hand über die Stirn hin; jetzt schienen ihr doch die Kräfte zu fehlen und dennoch mußte sie ihr Vorhaben ausführen.

„Was wollen Sie von dem Herrn Lieutenant?“ fragte die Frau neugierig.

„Ich muß ihn sprechen — nicht für mich, sondern für eine Andere.“

„Und Sie wollen nicht in sein Zimmer gehen?“

„Nein, das kann ich nicht! — Kann ich ihn nicht hier sprechen?“ fragte Johanna bittend. „Sie wissen nicht, einen wie großen Dienst Sie mir erweisen, wenn Sie dies gestatten, ich will Sie ja nicht lange stören!“

„Soll ich den Herrn Lieutenant rufen?“

„Ja, doch noch nicht jetzt, nur eine Minute lang gönnen Sie mir noch Zeit, damit ich mich fasse,“ erwiderte Johanna und preßte die Hand auf das stürmende Herz. „Nun — nun rufen Sie ihn,“ sprach sie dann.

„Soll ich ihm nicht Ihren Namen nennen,“ fragte die Frau.

Johanna schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

Die Frau verließ das Zimmer, Johanna preßte beide Hände vor das Gesicht, als sie dieselben nach wenigen Secunden langsam wieder niedersinken ließ, schien sie ruhig geworden zu sein, nur ihre Wangen waren auffallend bleich.



Da trat Brankow in das Zimmer und blieb fast bestürzt neben der Thür stehen. Dann faßte er sich und eilte auf Johanna, die sich erhoben hatte, zu.

„Johanna, woher kommen Sie?“ rief er und versuchte ihre Hand zu erfassen.

Unwillkürlich trat Johanna einen Schritt zurück.

„Muß ich Ihnen auf die Frage noch antworten?“ entgegnete sie. „Ich will es Ihnen indessen sagen: Für Ina bin ich gekommen. Sie weiß von meinem Schritte nicht, aber in ihrem Namen richte ich die Frage an Sie, weshalb Sie nicht zu Ihrer Verlobten gekommen sind, weshalb Sie in dem schweren Unglücke, welches sie betroffen, ihr nicht beigestanden?“

Auch aus dem Gesicht des Lieutenants wich bei dieser Frage das Blut, er rang sichtbar nach Fassung.

„Ich glaubte, Ina würde mein Nichtkommen richtig verstanden und gedeutet haben,“ erwiderte er. „Ich hoffte, sie werde fühlen, daß ich nur deshalb nicht gekommen bin, um ihr eine peinliche Auseinandersetzung zu ersparen.“

„Eine peinliche Auseinandersetzung?“ wiederholte Johanna. „Ich verstehe Sie in der That nicht. Was — was wollen Sie Ina ersparen?“

Brankow konnte seine Verlegenheit nicht verbergen.

„Die ganze Stadt spricht davon, daß Ina's Vater sich das Leben genommen, daß er sein ganzes Vermögen an der Börse verspielt, daß Alles, was er



hinterläßt, nicht ausreicht, um seine Gläubiger zu befriedigen," bemerkte er. „Ich habe es von Männern gehört, welche mir die Wahrheit verbürgen — ich konnte nicht zweifeln — schon hat das Gericht auf Platener's Hinterlassenschaft Beschlag gelegt. — Sie wissen es, können Sie sagen, daß es nicht wahr ist?"

„Es ist wahr. Noch weiß Ina es jedoch nicht, noch habe ich nicht den Muth gehabt, es ihr mitzutheilen, weil sie zu schwach ist, um es ertragen zu können," gab Johanna zur Antwort. „Würden Sie es ihr vielleicht gesagt haben?"

„Ich hätte es sagen müssen, weil ich leider dadurch genöthigt bin, die Verlobung aufzuheben."

„Sie sind genöthigt?" wiederholte Johanna.

„Meine Ehre — mein Stand als Officier," stotterte Brankow. „Ina's Vater ist ein Selbstmörder."

„Kann Ina deshalb ein Vorwurf treffen?" rief Johanna. „Also diese — diese Auseinandersetzung wollten Sie ihr ersparen! Ihr Herz empfindet nichts mehr für die Unglückliche, Ihre Liebe ist todt — nun Ina's Vater todt ist! Hieran hat sie freilich nicht gedacht, hieran nicht: denn sie hat den Versicherungen Ihrer Liebe Glauben geschenkt!"

„Johanna, beurtheilen Sie mich nicht zu hart!" bat Brankow. „Ich besitze nicht die Macht, dem Geschick entgegenzutreten, mein ganzer Lebenslauf ist ein



vernichteter, wenn ich meine Ehre nicht heilig halte; ich besitze kein Vermögen und bin deshalb auf eine Stellung angewiesen. Schon als ich mich mit Ina, die ich ja hochschätze, verlobte, gab ich nur dem Zwange der Verhältnisse nach; wäre ich reich gewesen, hätte mein Herz eine ganz freie Wahl treffen können, nicht Ina würde es gewählt haben. Haben Sie nie empfunden, daß mein Herz Ihnen . . .“

Johanna trat entrüstet zurück.

„Herr von Brankow, ich habe geglaubt, Ihre Ehre würde Ihnen verbieten, mich zu beleidigen!“ rief sie.

„Ist das eine Beleidigung, wenn ich Ihnen gestehe, daß mein Herz Ihnen gehört?“ warf der Lieutenant ein.

„Es ist eine Beleidigung, nachdem Sie meine Freundin so schändlich verlassen haben. Ich werde sie dadurch zu beruhigen suchen, daß ich ihr sage, sie habe ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt.“

„Johanna, urtheilen Sie nicht so hart über mich!“ warf Brankow ein.

„Nennen Sie mich nicht bei meinem Namen, Sie haben kein Recht dazu, und Ihnen möchte ich dasselbe am wenigsten einräumen! Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu sprechen.“

Johanna wandte sich ab und trat an das Fenster.

Einen Augenblick lang blieb Brankow noch stehen und blickte auf das Mädchen, es trieb ihn, zu ihm



zu eilen und seine Hand zu erfassen, und doch wagte er es nicht. Dann stürzte er fort aus dem Zimmer.

Als Johanna die Thür schließen hörte und sich umwendend ihn nicht mehr sah, wich ihre Kraft, die sie bis dahin nur mit größter Anstrengung aufrecht erhalten hatte. Sie sank auf einen Stuhl und barg das Gesicht in den Händen. Wie sollte sie der Freundin die Nachricht überbringen, daß sie aufgegeben und verlassen sei? Sie wußte, wie innig Ina ihn geliebt hatte und sie besaß nicht Stolz genug, als daß der Gedanke, er sei ihrer nicht würdig, ihr Beruhigung hätte geben können. Nur des Vermögens wegen hatte er sich mit Ina verlobt, nun sie dasselbe verloren hatte, gab er sie auf, während er seine ganze Lebenskraft hätte aufbieten müssen, um ihr das Verlorene zu ersetzen.

Und auch sie selbst hatte einen schweren Kampf zu bestehen, sie mußte den, den sie im Stillen geliebt, verachten; ihr Herz suchte nach einem Grunde, der seine Schuld milderte, und fand keinen.

Die Wirthin, welche in dem Nebenzimmer jedes Wort des Gespräches gehört hatte, trat zu ihr und suchte sie zu beruhigen. „So sind die Männer alle,“ sprach sie. Sie hatte ihren Mann schon vor Jahren zu Tode geärgert und glaubte deshalb eine Berechtigung zu haben, das ganze männliche Geschlecht zu verdächtigen. „Was liegt ihnen daran, ob sie ein



unschuldiges Herz brechen! Ich weiß das aus eigener Erfahrung und preise jedes Mädchen glücklich, das solche Erfahrungen macht, ehe es an einen Mann gebunden ist. Die Männer wissen gar nicht, was Liebe ist, nur der Egoismus leitet sie!"

Johanna erhob sich, sie dankte der Frau für ihre Freundlichkeit und entfernte sich. Mit Mühe schritt sie die Treppe hinab und als sie auf die Straße trat, war es ihr, als ob eine ganz fremde Welt sie umgebe. Geschäftig und heiter eilten die Menschen an ihr vorüber, keiner achtete auf sie, keiner von allen hatte eine Ahnung, welches Leid sie in sich trug. Sie wollte zu ihrer in der Stadt wohnenden Mutter gehen, und doch trieb es sie hinaus zu ihrer unglücklichen Freundin.

Sie verließ die Stadt. Auf demselben Wege, auf dem sie so oft mit Ina gefahren war, schritt sie dahin, müde und abgespannt. Eine ärmlich gekleidete Frau, welche ein bleiches Kind auf den Armen trug, sprach sie um eine Gabe an. Sie klagte, daß ihr Mann gestorben sei und sie nun ohne Stütze im Leben dastehe. Schweigend gab Johanna ihr das Geld, welches sie bei sich trug, erstaunt blickte die Frau auf die Gabe, sie hatte soviel nicht erwartet.

„Sie müssen reich sein und ein gutes Herz besitzen, weil Sie einer Unglücklichen so viel geben,“ sprach die Frau, indem sie dankend Johanna's Hand



erfaßte. „Sie sind noch zu jung, um schon erfahren zu haben, wie viel Leid und Trübsal das Leben birgt, möge der Himmel Sie davor bewahren! Nennen Sie mir Ihren Namen.“

„Lassen Sie — lassen Sie!“ wehrte Johanna die Frau zurück.

„Glauben Sie nicht, daß ich Ihren Namen zu wissen wünsche, um Ihre Güte noch mehr in Anspruch zu nehmen,“ fuhr die Frau fort. „Ich bin keine Bettlerin, die Noth hat mich getrieben, Sie um eine Gabe zu bitten, mein Kind ist krank und ich kann nicht arbeiten. Sie wissen nicht, wie schwer es mir geworden ist, einen Fremden um eine Gabe anzusprechen. Es giebt so wenig gute Menschen, welche mit dem Elend Mitleid haben. Vor wenigen Minuten ritt ein reicher Herr hier durch, ich kenne ihn, denn er besitzt dicht vor der Stadt ein prächtiges Haus; durch Lieferungen für die Armee ist er in wenigen Jahren reich geworden, er soll die Armee auf das Schändlichste betrogen haben, allein er selbst hat Hunderttausende an den Lieferungen verdient. Ich trat an ihn heran und bat um eine Gabe und — und er drohte mir mit der Reitpeitsche, wenn ich seinem Pferde nicht aus dem Wege gehe. — Der Himmel wird Ihnen lohnen, was Sie an einer armen Frau gethan haben!“

Johanna schritt weiter; die Worte der unglück-



lichen Frau hallten in ihr nach. Die Arme hatte keine Ahnung, wie viel Leid sie in sich selbst trug, daß auch sie hilflos und ohne Schutz im Leben dastand. Noch begriff sie selbst die ganze Härte des Wechsels, welcher in ihrem Leben eingetreten war, nicht, das Leid der Freundin hatte sie kaum daran denken lassen. Auch ihr war der Mann begegnet, der die Arme mit der Reitgerte zurückgewiesen hatte; es war wahr, daß er durch Armee-Lieferungen sich ein großes Vermögen erworben hatte. Es wurde ihm nachgesagt, daß er schändliche Betrügereien sich habe zu Schulden kommen lassen. Was fragte er darnach? Seine glänzenden Gesellschaften wurden besucht; er gab Tausende für einen einzigen Abend hin, um zu glänzen; er besaß die schönsten Pferde — und für die Arme hat er nicht einmal wenige Groschen gehabt!

Johanna langte auf Plätener's Landhause wieder an. Ina schlief noch. Sie trat in das Zimmer der Freundin und an die Ruhende heran; die Dienerin entfernte sich auf ihren Wink.

Wie ruhig lag die Unglückliche da, der Schlaf hatte für kurze Zeit alles Leid von ihr genommen und ein leises Roth auf ihre Wangen gehaucht. Wie bald schwand dasselbe wieder, wenn sie erfuhr, daß sie das Letzte, woran ihr Herz sich geklammert hatte, verloren. Und sie mußte es erfahren, ehe sie sich noch mehr durch Hoffen und Bangen aufrieb.



Still ließ sie sich an dem Bette nieder.

Da schlug Ina die Augen auf und sah die Freundin lächelnd an; Traumbilder schienen ihr noch vorzuschweben und die Erinnerung an die Wirklichkeit fern zu halten.

„Rudolph ist hier?“ rief sie. „Er muß hier sein. Ich habe von ihm geträumt und er war so lieb und gut!“

Johanna wandte den Kopf ab, es war ihr zu schmerzlich, diesen Traum zu vernichten.

„Johanna, was hast Du?“ fragte Ina. „Ist er nicht hier?“

Die Gefragte schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Und er hat nicht geschickt und sagen lassen, daß er heute kommen wird?“ fuhr Ina fort. „Er muß kommen, denn dieses Sehnen nach ihm ertrage ich nicht länger! Wie kann er nur so grausam sein!“

Johanna umschloß die Freundin mit beiden Armen — sie durfte sie nicht länger täuschen.

„Ina, hoffe nicht mehr auf ihn, er ist Deiner unwürdig!“ rief sie.

Ina drängte die Freundin leise zurück, um ihr in das Auge zu sehen.

„Er ist meiner unwürdig?“ wiederholte sie. „Dies — dies kannst Du von Rudolph sagen?“

„Vergiß ihn, vergiß ihn!“ rief Johanna. „Er ist für Dich verloren, er wird nie wiederkommen, er ist Deiner unwürdig!“



Noch immer begriff Sna die Freundin nicht.

„Er wird nicht wieder kommen? Was ist geschehen? Johanna, ich beschwöre Dich, rede! Du hast ihn gesprochen!“

„Ja, ich habe ihn gesprochen, ich bin heute Morgen zu ihm gegangen, um Aufklärung von ihm zu verlangen, weil er nicht gekommen, ich that es Deinetwegen . . .!“

„Und er — und er?“ unterbrach sie Sna.

„Er sieht die Verlobung als aufgehoben an, weil — Dein Vater todt ist!“

Starr, regungslos blickte die Unglückliche die Freundin an. Konnte sie ihren Ohren trauen? War das, was sie gehört hatte, möglich?

Johanna schreckte vor diesem starren Blicke zurück.

„Sna, vergiß ihn, er ist nicht werth, daß Du ihn je geliebt hast!“

Sna antwortete nicht, kein Wort der Klage kam über ihre Lippen. Mit einem so tiefen Seufzer, als ob sie mit ihm ihr Leben aushauche, sank sie auf das Bett zurück. Vergebens bot Johanna Alles auf, um sie zu beruhigen, sie antwortete nicht, sie schien die Worte gar nicht zu hören, starr blickte sie vor sich hin. Die Größe des Schmerzes schien ihren Geist umnachtet zu haben.

Eine Stunde später kam eine Tante der Unglücklichen, um sie aus dem Trauerhause fortzuführen und



mit sich in eine entfernte Stadt, in der sie wohnte, zu nehmen. Ina war nicht im Geringsten überrascht, schweigend, nur durch ein Nicken des Kopfes gab sie ihre Einwilligung der Tante zu folgen. Willig ließ sie sich ankleiden, sie schien für Alles abgestorben zu sein und glich einem Kinde, das gehorsam dem Worte der Mutter folgt.

Sie verlangte nicht, ihren Vater noch einmal zu sehen und sprach auch den Wunsch nicht aus, daß die Freundin sie begleiten möge.

Als der Wagen, der sie zur Eisenbahn führen sollte, bereits vor der Thüre stand und Johanna sich ihr schluchzend an die Brust warf, sprach sie ruhig, als ob sie von einer Fremden Abschied nähme: „Lebe wohl, Johanna!“

Keine Thräne kam in ihr Auge, ihre Stimme zitterte nicht, ihr Herz schien selbst für das Gefühl der Freundschaft abgestorben zu sein. So fuhr sie fort.

Eine Stunde später verließ auch Johanna das Haus, in dem sie so manchen glücklichen Tag verlebt hatte, um zu ihrer Mutter zurückzukehren. Sie war nicht im Stande, der Beerdigung ihres Wohlthäters beizuwohnen.

Welche Hoffnungen waren einst in ihr genährt und jetzt nahm sie nichts mit sich, als die Sachen, welche ihr gehörten — nicht einmal eine Hoffnung.

---





### Drittes Kapitel.

---

**P**latener wurde ganz in der Stille bestattet, keiner von all' Denen, die sich einst seine Freunde genannt und gern an seinen Gesellschaften Theil genommen hatten, gab ihm das letzte Geleit. Für den Selbstmörder wurde keine Stimme des Mitleids laut. Man beschuldigte ihn des Leichtsinns, weil er sein ganzes Vermögen dem Börsenspiel geopfert hatte und selbst Diejenigen, welche noch kühner speculirt hatten als er, fanden kein Wort der Entschuldigung für ihn, und doch lag sein ganzer Fehler vielleicht nur darin, daß er vielleicht weniger klug und ehrlicher als sie gewesen war.

Seine beiden Häuser waren geschlossen, denn Alles was in ihnen war, gehörte den Gläubigern. Diese ver-



fuhren um so strenger, weil sie wenig Hoffnung hatten, daß ihre Forderungen befriedigt würden. —

Kronberg war schon nach acht Tagen wieder aus der Haft entlassen; so verwerflich auch sein ganzes Treiben gewesen war, so hatte der Staatsanwalt doch nicht hinreichende Beweise gegen ihn gefunden, um eine Anklage erheben zu können. Der schlaue Agent war nie so weit gegangen, um das Gesetz zu verletzen, daß seine Handlungsweise vom moralischen Standpunkt aus zu verdammen war, was kummerte es ihn?

Als ihn der Staatsanwalt noch einmal sich vorführen ließ, um ihm seine Entlassung aus der Haft mitzutheilen und ihm noch einmal sein wenig ehrenhaftes Treiben vorzuhalten, erwiderte er in dreister Weise: „Herr Staatsanwalt, wie heißt Ehre? Was ist Ehre? Der Eine sucht seine Ehre darin, wenn er sich beleidigt fühlt, seinen Gegner todt zu schießen, der Andere ist ehrgeizig nach Titel und Orden, ein Dritter will seinen Namen überall gedruckt sehen — ich bin nicht ehrgeizig! Ich suche ein Geschäft zu machen und bin zufrieden, wenn ich zu leben habe. Was heißt Geschäft? Verdienen will ein Jeder! Soll ich als armer Mann mich für die Reichen mühen und nichts davon haben? Wer nichts vom Geschäft versteht, soll davon bleiben! Wird' ich mich auf ein Pferd setzen, wenn ich nicht reiten kann?“



Nach seiner Freilassung trat er noch einmal so dreist auf, denn er glaubte, nun darauf pochen zu können, daß er unschuldig sei.

Ein Bekannter begegnete ihm und sprach ihm sein Bedauern wegen der Verhaftung aus.

„Bedauern Sie mich nicht,“ erwiderte er. „Kann nicht gegen einen Jeden der Schein sprechen? Können Sie sich schützen gegen die Kurzsichtigkeit der Polizei, die jeden rechtschaffenen Mann für einen Betrüger hält? Aber ich habe Genugthuung gefunden! „Kronberg!“ sprach der Herr Staatsanwalt zu mir, „es thut mir leid, daß man Ihnen bereitet hat Unannehmlichkeiten, ich habe Ihre Handlungsweise geprüft und weiß nun, daß Sie ein Ehrenmann sind! Kronberg,“ fuhr er dann fort, indem er mir die Hand drückte, „seien Sie künftig mein Freund, denn ich schätze Sie hoch! Gott, ist das ein prächtiger Mann, der Herr Staatsanwalt!“

Johanna war in das Haus ihrer Mutter zurückgekehrt. Die kränkliche und zur Arbeit unfähige Frau hatte nach dem Tode ihres Mannes nur von Platener's Güte und Unterstützung gelebt, sie empfand den plötzlichen Tod desselben deshalb doppelt hart. Voll Bangen und ohne Hoffnung sah sie in die Zukunft, und Johanna war nicht im Stande, sie zu beruhigen. Vergebens fügte sie die Versicherung hinzu, daß sie alle Kräfte aufbieten werde, um für sie zu sorgen.



Zweifelnd schüttelte die Frau mit dem Kopfe.

„Du hast die Noth nie kennen gelernt,“ sprach sie. „So lange Dein Vater lebte, hat er getreu für uns gesorgt, und als er gestorben war, nahm Dich Herr Platener zu sich. Du bist an die Arbeit nicht gewöhnt, Platener würde ja für Deine Zukunft gesorgt haben, jetzt stehst Du ebenso verlassen da wie ich.“

„Ich werde für Dich sorgen,“ wiederholte Johanna. „Wähne nicht, daß ich nicht den Muth zur Arbeit habe, ich werde lernen, was ich noch nicht kann. Es muß so manche Frau sich selbst durch das Leben helfen, auch ich werde es thun.“

„Kind, Du weißt noch nicht, wie schlecht Frauenarbeit lohnt,“ warf die Frau ein. „Deine Finger werden erlahmen, ehe sie so viel verdienen, als wir zum Leben nöthig haben. Deine Kräfte reichen nicht aus. Soll vielleicht Deine Jugendzeit in der Sorge um das tägliche Brod verkümmern und verloren gehen?“

Wohl zog es durch Johanna's Gemüth wie eine bange Sorge hin, sie drängte dieselbe jedoch gewaltsam zurück.

„Meine Kraft wird aushalten,“ entgegnete sie, denn sie war sich bewußt, daß sie einen starken Willen hatte, und durch diesen hoffte sie alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Vom frühen Morgen bis spät am Abend saß sie



in dem engen, niedrigen Mansardenzimmer ihrer Mutter und nähte. Für ein Geschäft hatte sie Arbeit gefunden, wie dieselbe bezahlt werde, danach zu fragen hatte sie nicht gewagt; sah sie es doch als eine Gunst des Geschickes an, daß sie sofort Arbeit gefunden hatte.

Sie sah von dem Nähzeug kaum auf, denn jeder Blick auf die Dächer der gegenüber gelegenen Häuser — und eine weitere Aussicht bot das Fenster nicht — rief ihr in die Erinnerung zurück, wie viel sie verloren hatte. Immer und immer wieder mußte sie an das prächtige und so freundlich gelegene Landhaus Plateners denken, in dem sie mehrere Sommer zugebracht hatte.

Jeden Morgen, wenn sie dort das Fenster ihres freundlichen Zimmers geöffnet hatte, war ihr Blüthenduft entgegengeströmt und der Gärtner hatte ihr dann frische Blumen gebracht; sie hatte nur nöthig gehabt, aus dem Hause auf die Terrasse zu treten und die frische, reine Morgenluft hatte ihre Stirn umweht. In dem Schatten eines prächtigen Ahornbaumes hatte sie mit Ina den Kaffee getrunken, und das ganze Leben war ihr wie ein großer, blühender Garten erschienen.

Das war dahin. Keine Klage kam über ihre Lippen. Sie wollte der Vergangenheit nicht mehr gedenken, um die Gegenwart leichter zu ertragen, gegen ihren Willen stiegen die Bilder derselben in ihr auf.



Ihre Mutter mahnte sie oft, sich mehr Ruhe zu gönnen; „ich bin nicht müde,“ erwiderte sie dann, und doch fühlte sie des Abends, daß sie sich zu viel zugetraut hatte; dann zog oft der beängstigende Gedanke durch sie hin, daß sie es auf die Länge nicht ertragen werde. Und doch mußte sie sich sagen, daß sie glücklich war im Vergleiche mit ihrer Freundin. Wie unendlich viel härter hatte das Geschick diese betroffen, die nicht die Festigkeit des Willens und die Stärke des Charakters besaß, um dagegen anzukämpfen.

Sie hatte Ina geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten; sie erwartete dieselbe kaum, weil sie die Größe des Schmerzes kannte, den das unglückliche Mädchen zu überwinden hatte.

Sie saß mit ihrer Mutter eines Tages allein in dem Zimmer. Es war ein unfreundlicher, trüber Tag. Das kleine Stück des Himmels, welches sie von dem Fenster aus sehen konnte, war mit grauen Wolken bedeckt und es war fast, als ob diese Wolken auch über ihr Gemüth einen grauen, trüben Schleier gezogen hätten. Ihre Mutter hatte über die Härte des Geschickes, welches sie betroffen, geklagt, sie hatte bei dem Gedanken an die Zukunft geweint, und Johanna hatte kaum Worte gefunden, um sie zu beruhigen. Da pochte es leise an die Thür.

Die Frau erhob sich, um zur Thür zu gehen, denn Besuch war selten in dem kleinen Zimmer; da



wurde dieselbe bereits geöffnet und Kronberg's schwarzhaariger, häßlicher Kopf blickte in das Gemach.

„Ist es gestattet, einzutreten?“ fragte er und stand, ehe noch eine Antwort erfolgte, bereits in dem Zimmer.

Neugierig, prüfend glitt sein Auge durch das Gemach hin, die Einfachheit, ja Armlichkeit desselben konnte ihm nicht entgehen. Unwillkürlich deckte eine leise Röthe Johanna's Wangen, sie schämte sich der Dürftigkeit nicht, dennoch war es ihr peinlich, daß dieser Mann, der sie unter ganz anderen Verhältnissen kennen gelernt hatte, sie in derselben sah.

„Ich habe Sie gesucht, Fräulein,“ wandte er sich an Johanna, „schon seit Tagen habe ich Sie gesucht und konnte Sie nicht finden. Endlich ist es mir gelungen, und da habe ich nicht gezögert, Sie aufzusuchen.“

Johanna's Mutter, die ihn nicht kannte, trat heran und blickte ihn fragend an.

„Ich bin der Agent Moses Kronberg,“ sprach er, sich selbst vorstellend. „In dem Hause des Herrn Platener habe ich das Vergnügen gehabt, Ihr Fräulein Tochter kennen zu lernen, war das ein schönes Haus, das Landhaus! Und war es doch noch schöner dort, als das Fräulein noch in ihm war. Platener ist todt, und da habe ich mir gesagt, Du sollst das Fräulein auffuchen, vielleicht kannst Du ihm gefällig



sein und nützen, denn der Platener wird wenig gesorgt haben, da er so schnell aus dem Leben gegangen ist. Hat der Kronberg doch schon in mancher Verlegenheit ausgeholfen!"

Ueber das Gesicht der Frau zog ein freundlicher Schein hin, sie kannte den Agenten nicht und er erschien wie ein Retter in der Noth.

"Ich danke Ihnen, ich bedarf keiner Hilfe," sprach Johanna, indem sie das Nähzeug, welches sie hatte niedersinken lassen, wieder emporhob und darauf blickte, nur um dem Auge des Mannes auszuweichen. Mußte er nicht in ihrem Gesichte lesen, daß sie die Unwahrheit gesprochen hatte?

Ihre Mutter blickte sie halb erstaunt und halb unwillig an, denn sie begriff nicht, weshalb sie die Unterstützung zurückwies.

"Johanna!" rief sie vorwurfsvoll.

"Fräulein, man soll eine Hand, die helfen will, nie zurückstoßen!" sprach Kronberg. "Das Glück ist launenhaft, heute überschüttet es Jemand mit seinen Gaben, morgen wendet es ihm den Rücken, dann ist ein Freund etwas werth und der Kronberg meint es ehrlich. Würde ich Sie aufgesucht haben und Ihnen meine Hilfe anbieten, wenn ich nicht Mitgefühl hätte? Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin nicht gekommen, um ein Geschäft zu machen, ich verlange nie zurück, was ich Ihnen gebe, ich habe nur den einen



Wunsch, Ihre Lage zu erleichtern. Das Leben ist theuer, Sie sind verwöhnt, weshalb wollen Sie nicht besser leben, wenn Sie es können?"

„Ich bin über mein Geschick nicht unzufrieden,“ gab Johanna zur Antwort.

„Sie haben eine große Seele, Sie fügen sich in das Unvermeidliche, aber ich sehe es Ihren bleichen Wangen an, wie schwer es Ihnen wird. Lassen Sie den Kronberg helfen!“

„Ich danke Ihnen!“ sprach Johanna kurz und entschieden.

Der Agent zuckte mit der Achsel und sah fragend ihre Mutter an. Diese kurze Zurückweisung ärgerte ihn, mit Gewalt drängte er jedoch den Unwillen zurück.

„Und wovon wollen Sie leben?“ fragte er dann in seiner dreisten Weise. „Platener kann Ihnen nichts mehr geben, denn er ist todt, und wenn er nicht todt wäre, könnte er auch nichts geben, denn er wäre ein Bettler!“

Johanna mochte ihm ihren Unwillen über diese Worte nicht zeigen.

„Sie sehen, daß ich arbeite,“ erwiderte sie.

„Wie heißt arbeiten! Glauben Sie, Sie könnten durch Nähen so viel verdienen, um davon zu leben! Ihre Hände sind nicht gewöhnt an die Arbeit, Ihre



schönen Finger werden erlahmen, wenn der Kronberg es Ihnen nicht erleichtert."

"Ich muß noch einmal jede Hilfe zurückweisen!" rief Johanna ungeduldig, indem sie den Kopf stolz emporrichtete. "Ich bedarf Ihrer Unterstützung nicht!"

"Johanna!" rief ihre Mutter noch einmal vorwurfsvoll.

"Lassen Sie!" wandte der Agent sich an die Frau. "Sie wird meiner Unterstützung dennoch bedürfen! Ich bin nicht empfindlich und werde in einiger Zeit wiederkommen, weiß ich doch, daß die Noth sie dann milder gestimmt haben wird."

"Sie können sich den Weg ersparen!" bemerkte Johanna.

"Ich werde kommen," bemerkte Kronberg, der durch nichts abzuschrecken war. "Ich kenne das Leben und mein Blick reicht weiter als der Ihrige. Moses Kronberg hat sich noch selten getäuscht — ich komme wieder!"

Grüßend verließ er das Zimmer, indem er die Thüre nur ein wenig öffnete und durch dieselbe hindurch schlüpfte.

Johanna's Mutter war stehen geblieben und mit Unwillen ruhte ihr Blick auf ihrer Tochter.

"Ich begreife nicht, weshalb Du die Hand des Mannes, der uns seine Hilfe so freundlich angeboten hat, zurückweist," sprach sie, als sie Kronberg die



Treppe hinabgehen hörte. „Bedürfen wir vielleicht der Unterstützung nicht? Du weißt noch nicht, wie viel zum dürftigsten Leben erforderlich ist, die Noth wird nur zu bald an die Thüre pochen!“

Johanna ließ die Arbeit langsam in den Schooß sinken.

„Mutter, Du kennst den Mann nicht, sonst würdest Du nicht so sprechen,“ entgegnete sie ruhig. „Er hat nie ein anderes Interesse gekannt, als sein eigenes, er würde uns ruhig verhungern lassen, wenn er nicht irgend eine Absicht verfolgte.“

„Welche Absicht sollte er verfolgen?“ warf die Frau ein.

„Das weiß ich nicht.“

„Hat er nicht selbst gesagt, daß nur das Mitgefühl ihn hierher getrieben habe?“

„Ich glaube ihm nicht, weil er noch nie Mitleid empfunden hat. Ein unbeseigbares Gefühl des Widerwillens hält mich von ihm zurück, ich werde nie das Geringste von ihm annehmen und ich wünsche auch nicht, daß er je wieder hierher kommen möge!“

„Kind, Du urtheilst zu hart über ihn,“ fuhr die Frau fort. „Ich zweifle nicht an Deinem guten Willen, allein er hat Recht, Deine Kräfte reichen nicht aus. Du kannst nicht so viel verdienen, daß wir leben können, denn ich vermag leider nicht mehr zu arbeiten!“



„Ich werde so viel verdienen!“ versicherte Johanna. „Heute noch beende ich diese Arbeit, ich werde sie dann sogleich fortbringen und meinen Lohn erhalten. Es ist der erste, den ich verdient habe, und er wird mich zu neuem Eifer anspornen!“

Sie nahm die Arbeit wieder zur Hand, um dieselbe zu beenden.

Ihre Mutter ließ sich ihr gegenüber auf einem Stuhle nieder und blickte ihre Tochter mit einem Gefühle der Trauer an. Schon jetzt waren die Wangen des Mädchens bleich, mußten sie nicht noch viel bleicher werden, wenn sie so Tag für Tag über das Nähzeug gebeugt daß, wenn sie sich keine Erholung gönnte, wenn fortwährend die Sorge für den nächsten Tag an ihr nagte!

Wie manches junge und frische Leben war schon durch die Noth und Arbeit gebeugt und verkümmert, wie manches dadurch verloren gegangen, daß es die Hand verlangend nach Rettung ausstreckte, die ihm trügerisch winkte. Greift doch der Ertrinkende selbst nach einem Strohhalme.

Gegen Abend hatte Johanna die Arbeit beendet und mit einem Gefühle der Freude packte sie dieselbe zusammen, um sie nach dem Geschäfte, von dem sie den Auftrag erhalten hatte, zu tragen und den Lohn in Empfang zu nehmen. Wie freute sie sich auf den Augenblick, in dem sie zu ihrer Mutter zurückkehrte



und ihr das Geld in den Schooß legte, wo sie sagen konnte: „Dies habe ich verdient, nun hege keine Befürchtung mehr, ich werde jede Sorge von Dir nehmen.“

„Sei ohne Besorgniß, wenn ich nicht sofort zurückkehre,“ sprach sie zu ihrer Mutter, als sie ihr beim Fortgehen die Hand reichte. „Ich werde den heiteren Abend benutzen, um eine Stunde spazieren zu gehen, denn seit länger als acht Tagen habe ich kein Grün gesehen.“

„Geh', geh' Kind,“ erwiderte die Frau. „Wie glücklich würde ich sein, wenn ich Dich begleiten könnte! Geh' vor das Thor, damit Du wieder frische Luft athmest, Du bist daran gewöhnt und hier mußt Du sie leider völlig entbehren!“

Johanna ging. Auf der Straße wagte sie kaum aufzublicken, denn sie fürchtete, Einem von denen zu begegnen, die sie in Platener's Hause kennen gelernt hatte.

Mit pochendem Herzen betrat sie das Geschäft, von welchem sie die Arbeit erhalten hatte; sie war kaum im Stande, die wenigen Worte: „Hier bringe ich die Arbeit!“ hervorzubringen.

Der Inhaber des Geschäftes nahm ihr die Arbeit ab und prüfte jedes einzelne Stück auf das Genaueste. Sie hatte mit dem größten Fleiße und mit ängstlicher Sorgfalt gearbeitet, dennoch bemächtigte sich ihrer ein



beftemmendes Gefühl, als der Mann ein Stück nach dem anderen mit gleichgiltigem Geficht zur Seite warf, ohne für fie das geringfte Wort der Aufmunterung zu haben. Nicht einmal feine Zufriedenheit fprach er aus.

Auf einem Stückchen Papier berechnete er den Lohn, den fie zu empfangen hatte, und warf ihr dann, als ob er eine drängende Bettlerin vor fich habe, zwei Thaler und wenige Groschen auf den Tisch als Lohn für die Arbeit, die fie länger als vierzehn Tage in Anspruch genommen, an der fie von Morgens früh bis spät am Abend unabläffig gefeffen hatte.

Fast erschreckt trat fie zurück, ihre Hand, die fie bereits erhoben hatte, um das Geld in Empfang zu nehmen, fanf wie gelähmt nieder.

„Nun?“ fragte der Kaufmann, der ihr Zögern bemerkte.

„Sie müffen fich geirrt haben,“ brachte fie mit Mühe hervor.

„Ich irre mich nie!“ entgegnete der Kaufmann kurz. „Dies ist die Summe, die Sie zu beanspruchen haben.“

„Ich habe länger als vierzehn Tage an der Arbeit zugebracht und fie mit der größten Sorgfalt ausgeführt“, bemerkte Johanna.

„Das ist meine Sache nicht, daß Sie fo lange Zeit dazu nöthig gehabt haben!“ lautete die unfreund-



liche Antwort. „Ich habe Ihnen gegeben, was die Arbeit werth ist und was ich stets dafür bezahle. Vergessen Sie übrigens nicht, daß ich Ihnen die Arbeit nicht aufgedrängt habe, sondern daß Sie zu mir gekommen sind und mich darum gebeten haben. Genügt Ihnen dieser Lohn nicht, so steht es Ihnen frei, sich in einem andern Geschäft Arbeit zu suchen, ich bezweifle nur, daß Sie dort mehr erhalten werden. Mir erweisen Sie keinen Dienst, denn ich kann über Hunderte von Händen verfügen, wenn ich es wünsche, und ich bin nicht gewöhnt, daß der Lohn, den ich bezahle, bemängelt wird.“

Er wandte sich ab und trat in ein Nebenzimmer.

Johanna erfaßte die geringe Summe und eilte fort aus dem Laden. Das Geld schien ihr in der Hand zu brennen, die Thränen drängten sich in ihre Augen, mit Gewalt hielt sie dieselben zurück, um sie nicht Fremden zu zeigen.

Das war der Lohn für ihre lange und mühevollen Arbeit! Die Freude, welche sie ihrer Mutter bereiten wollte, ihre Hoffnung war mit einem Male vernichtet!

Der Gedanke an die Zukunft legte sich mit banger Schwere auf ihre Brust. Sie hatte geglaubt, durch ihren Fleiß und ihre Arbeit für ihre Mutter und sich sorgen zu können — durfte sie dies noch hoffen? War es möglich, daß sie von dem geringen Lohne



leben konnten? Was sollte sie beginnen, um die Noth fern zu halten?

Sie dachte nicht mehr daran, spazieren zu gehen, um frische Luft zu athmen, sie eilte heim, und als sie in das kleine Zimmer ihrer Mutter trat, sank sie erschöpft auf einen Stuhl und schluchzte heftig.

„Kind was ist geschehen?“ fragte die Frau, indem sie besorgt zu ihr trat.

Johanna vermochte nicht zu antworten, erst als ihre Mutter die Frage noch einmal wiederholte, gab sie ihr das Geld und rief: „Dies — dies ist Alles, was ich erhalten habe!“

Mit schmerzlichem Ausdrücke ruhte das Auge der Kranken auf ihrem enttäuschten Kinde.

„Ich wußte, daß Du nicht mehr bekommen würdest,“ sprach sie, „ich hatte nicht das Herz, es Dir zu sagen, weil ich Dir den Muth nicht vor der Zeit rauben wollte. Deine Hand würde nicht die Ausdauer gehabt haben, wenn Du gewußt hättest, daß sie kaum im Stande sei, wenige Groschen am Tage zu verdienen!“

„Du weißt, mit welcher Sorgfalt ich die Arbeit ausgeführt habe,“ fuhr Johanna fort, „und kein Wort der Zufriedenheit hat er mir gesagt, er warf die Arbeit zur Seite, als wenn sie für ihn verdorben wäre!“

„Hast Du Lob erwartet, armes Kind!“ fragte die



Kranke. „Du kennst das Leben und die Menschen noch nicht. Aus Klugheit und Interesse hat der Kaufmann Dir kein Wort der Zufriedenheit gesagt. Mußte er nicht befürchten, daß Du mehr verlangen würdest, wenn er Dich gelobt hätte? Was kümmert es ihn, ob Du Dich gekränkt fühlst, ob er Dir Unrecht gethan! Die Noth treibt leider manche Unglückliche, für diesen Lohn zu arbeiten, wenn ihre Arbeit auch weniger sorgfältig ausgeführt ist; sie hungern dabei, während der Kaufmann reich wird!“

Johanna sprang erregt auf. Die Worte ihrer Mutter riefen ihr das ganze Elend eines unglücklichen, verlassenen und ehrlichen Mädchens vor die Seele.

„Mutter, ich kann für diesen Lohn nicht arbeiten, denn wir würden dabei verhungern, und wenn wir uns noch so sehr dabei einschränken wollten!“ rief sie. „Es muß doch einen Weg geben, auf dem wir erlangen können, was zum Leben erforderlich ist. Ich will keine Mühe scheuen, ich will arbeiten Tag und Nacht, ich verlange nicht mehr als zu leben!“

Die Frau schwieg und blickte bekümmert vor sich hin.

„Giebt es keinen Weg?“ fragte Johanna noch einmal.

„Kind, Du wirst Arbeit finden, welche besser bezahlt wird,“ entgegnete die Frau gegen ihre Ueberzeugung, nur um die Unglückliche nicht noch mehr



aufzuregen. „Nun beruhige Dich und denke an den alten Spruch: Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten!“

„Nein, ich will mich nicht auf die Hilfe Anderer verlassen,“ fuhr Johanna fort. „Und woher sollte sie auch kommen?“ fügte sie hinzu. „Denen, welche das Unglück heimgesucht, wenden die Meisten den Rücken.“

„Nicht immer, Johanna! Sieh', als Dein Vater gestorben war, hatte ich Niemand, der für Dich sorgte; mit unsagbarem Bangen blickte ich in die Zukunft, denn ich war zu schwach, um zu arbeiten, ich wußte nicht einmal mehr, woher ich das Brot für den nächsten Tag nehmen sollte, denn Dein Vater war nicht dazu gekommen, zu sparen, weil ich durch meine Krankheit ihn viel gekostet hatte; ich saß allein in meinem Zimmer und weinte, da trat Herr Platener ein. Er sagte mir, daß er Dich ganz zu sich nehmen wolle, damit seine Tochter eine treue Freundin an Dir habe, und daß er für mich sorgen werde. Und er hat Wort gehalten bis zu seinem Tode. Wäre er selbst nicht so hart vom Unglück betroffen worden, so würde er mich nie verlassen haben.“

„Glaubst Du, daß je ein Anderer so an uns handeln wird?“ warf Johanna ein.

„Weshalb nicht? War nicht erst vor wenigen



Stunden ein Mann hier, der uns aus eigenem Antriebe seine Hilfe anbot?"

„Mutter, Du weißt, daß ich von dem Manne nie etwas annehmen werde, lieber würde ich verhungern!“ rief Johanna.

„Kind, der Hunger thut weh und die Noth schneidet tief in das Herz ein,“ bemerkte die Frau. „Mögest Du Beides nie kennen lernen. Nun laß den Muth nicht sinken, denn das Glück, das sich gänzlich von uns abgewandt zu haben scheint, kann schon morgen wieder einige seiner Strahlen uns senden.“

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß es mir durch eigene Kraft gelingen wird, die Sorge von uns fern zu halten,“ sprach Johanna. „Es muß eine Arbeit geben, die im Stande ist, uns zu ernähren; denn wie manches unglückliche Mädchen, das sich zu hoch achtet, um schlecht zu werden, würde sonst dem größten Elend preisgegeben sein!“

Die Frau schwieg.

Johanna setzte sich an das Fenster und blickte durch dasselbe hin an den schmalen Streifen des Himmels, den sie zu sehen vermochte. Die Abendsonne umsäumte die an demselben langsam aufsteigenden Wolken mit goldigem Lichte; so friedlich zogen die Wolken dahin, als ob es auf der ganzen Erde kein Menschenherz gebe, welches von Sorgen und Kummer erfüllt wäre.



Der Abend brach immer mehr herein, ihre Mutter legte sich früh zur Ruhe; sie blieb still am Fenster sitzen. Die Gasflammen wurden angezündet und warfen ihren Schein bis an die Dachzinnen des gegenüber liegenden Hauses; von der Straße tönte das Rollen der Wagen und die Fußtritte der Menschen herauf — Johanna blieb regungslos sitzen. Sie träumte nicht; ein schwerer Kampf ging in ihrem Innern vor; sie sah ein, daß sie jede Hoffnung, die sie bisher noch gehegt hatte, abstreifen müsse; es wurde ihr schwer, denn der Wechsel, der in ihrem Leben eingetreten, war ein zu plötzlicher und größer; sie hielt aber an dem Entschlusse fest, sich durchzuringen, mochte es ihr auch noch so schwer werden.

Am folgenden Morgen verließ sie das Haus, um Arbeit zu suchen, wie sie ihrer Mutter sagte. Es war indessen ein anderer Zweck, der sie fortführte. In der Tasche trug sie mehrere Geschenke, welche sie von Ina und deren Vater zum Geburtstage und zu Weihnachten bekommen hatte, ein goldenes Armband, einen Ring und goldene Ohrringe — sie wollte dieselben verkaufen. Wohl hatte sie sich außerordentlich darüber gefreut, es waren ihr liebe Andenken und Erinnerungen an eine glückliche Zeit; sie bedurfte jedoch keines Schmuckes mehr.

In dem Laden eines Goldschmieds verkaufte sie die Gegenstände. Wohl zitterte ihre Hand leise, als



sie Das hingab, was ihr so viel Freude bereitet hatte; sie blieb jedoch fest bei Dem, was sie beschlossen hatte. Sie erhielt durch den Verkauf so viel, daß sie für die nächste Zeit gegen Noth geschützt war und sie konnte nun ruhiger Arbeit suchen.

Als sie heimgekehrt war, übergab sie ihrer Mutter das Geld.

Erstaunt blickte die Frau auf die für sie nicht geringe Summe.

„Woher hast Du dies?“ fragte sie.

Johanna theilte ihr mit, daß sie ihre Schmucksachen verkauft habe.

In das Auge der Frau traten Thränen; sie wußte, wie sehr das Herz eines jungen Mädchens an solchen Gegenständen hängt.

„Kind, weshalb hast Du dies gethan?“ rief sie.

„Ich kann es entbehren, Mutter,“ entgegnete Johanna ruhig. „Glaubst Du, daß ich jezt den Ring und das Armband getragen haben würde? Es hat mich geschmerzt, weil es Andenken waren; doch das ist jezt vorüber.“

„Johanna, Kind, verliere nur die Hoffnung nicht,“ sprach die Frau. „Es werden auch für Dich bessere und glückliche Zeiten wiederkehren, in denen Du Dir wieder kaufen kannst, was Du jezt hingegeben hast; Dein Herz ist so lieb und gut, daß ich an jeder Ge-



rechtigkeit des Himmels verzweifeln würde, wenn es Dir nicht gut erginge!”

Johanna wandte sich ab und schwieg.

War nicht auch das Herz ihrer Freundin lieb und gut? Und doch war dieselbe vom Gesichte so unsagbar schwer heimgesucht; doch hatte sie Alles verloren, was ihr theuer gewesen. Dies hatte im Stillen auch an ihrem Glauben an die Gerechtigkeit gerüttelt, und sie bot Alles auf, um diesen Zweifel fortzudrängen und sich wenigstens diese Zuversicht ungetrübt zu erhalten.

---





## Viertes Kapitel.

---

Johanna's Bemühungen um eine besser lohnende Arbeit waren ohne Erfolg gewesen. Sie war entschlossen, keine Mühe zu scheuen; der Lohn für dieselbe mußte aber ausreichend sein, um ihr und ihrer Mutter Leben zu sichern. Eine Bekannte hatte ihr den Rath gegeben, sich an die Vorsteherin eines Frauenbildungsvereins zu wenden, und dankbar hatte sie denselben angenommen, weil sie auf diesem Wege Hilfe zu finden hoffte.

Erfreut theilte sie ihrer Mutter dies mit.

Diese konnte die Bedenken, welche sie hegte, nicht verbergen.



Ich befürchte, Du wirst dort auch nicht finden, was Du suchst," entgegnete sie.

„Doch, Mutter," fuhr Johanna fort. „Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Lage der Frauen zu verbessern, und die Vorsteherin desselben, Fräulein Auguste Schulze, soll eine vortreffliche Dame sein, die ihre ganze Kraft daran setzt, diese Aufgabe zu erfüllen."

„Kind, ich zweifle nicht an dem guten Charakter der Dame, sondern an der richtigen Wahl ihrer Mittel. Sie hält bei jeder Gelegenheit Reden über die Bestimmung und Gleichberechtigung der Frauen, sie verlangt dieselben Rechte, welche die Männer haben, für sie, ohne zu untersuchen, ob sie auch eben so viel leisten können. Noch habe ich nicht gehört, daß sie die Lage der Frauen im Geringsten verbessert hat."

„Ich glaube, Du verkennst sie," warf Johanna ein. „Ich verlange ja nichts weiter von ihr, als daß sie mir lohnende Arbeit verschafft, und dies wird sie thun, denn es ist ja das einfachste und natürlichste Mittel, um unsere Lage zu verbessern."

Die Frau schwieg, um ihrer Tochter die Hoffnung nicht zu nehmen.

Johanna begab sich zu der Vorsteherin des Vereins. Eine Dienerin empfing sie und führte sie in ein geräumiges und sehr sauber ausgestattetes Gemach. Die Wände waren mit Kupferstichen bedeckt; hinter den



Glasthüren eines Bücherschranks blickten eine Menge zierlich gebundener Bücher hervor. Auf einem kleinen, vor dem Fenster stehenden und halb von Ephen über-ranften Tische lag ein aufgeschlagenes Buch — es enthielt Gedichte.

Sie wurde von einem Gefühle der Befangenheit erfaßt und wagte kaum, auf dem werthvollen Teppiche, der den Boden bedeckte, vorzuschreiten. Sie hatte sich das Zimmer einer Vorsteherin des Frauenvereins anders vorgestellt; dies war das Gemach einer Salon-dame oder einer Dichterin. Der zierliche Schreib-tisch aus Nußbaumholz war mit Briefen und Papieren bedeckt; ein Strauß frischer, duftender Blumen stand darauf.

Die Bewohnerin dieses Zimmers schien sehr wohl-habend zu sein, kannte sie dann auch die Lage der Frauen, welche der Bildung und Unterstützung be-durften, kannte sie das Elend der Unglücklichen, welche vergebens bemüht waren, sich ehrlich durch ihre Arbeit durch das Leben zu ringen?

Johanna's Gedanken wurden unterbrochen, denn die gegenüberliegende Thür öffnete sich und eine sehr große, stattliche Dame trat ein. Mit einem fast ängst-lichen Gefühle richtete Johanna den Blick auf das Gesicht des Fräuleins Auguste Schulze, allein dies Gesicht war freundlich und ein unverkennbarer Zug von Gutmüthigkeit war darauf ausgeprägt. Es lag



etwas Vertrauenerweckendes in diesen Zügen, nur aus den Augen sprach mehr Schwärmerei als Klarheit des Geistes und Festigkeit des Willens.

„Was wünschen Sie, mein Kind?“ fragte die Dame mit herablassender, aber doch freundlicher Miene.

Johanna's Brust erleichterte sich, wahr und offen erzählte sie das Geschick, welches sie betroffen, und die Lage, in der sie sich mit ihrer Mutter befand.

„Sie sind ein neuer und sehr schlagender Beweis für die trostlose und wirklich entwürdigende Lage der Frauen!“ rief das Fräulein, indem ihre Augen mehr Leben und Ausdruck gewannen. „Es ist mir lieb, daß Sie sich an mich gewendet haben. Ich habe es mir zur Lebensaufgabe gemacht, den Frauen die Stellung zu erringen, auf welche sie Anspruch haben und die ihnen seit Jahrtausenden vorenthalten ist. Man nennt uns das schwache Geschlecht, allein wir sind nicht schwach!“

Wer Auguste in diesem Augenblicke sah, wie sie hochaufgerichtet dastand, der konnte sie in der That nicht schwach nennen, denn in dem ausgesuchtesten Amazonenheere würde sie immer noch einen stattlichen Flügelmann abgegeben haben.

„Nur die Männer nennen uns schwach, weil sie unsere Kraft nicht anerkennen wollen!“ fuhr sie erregt und mit Pathos fort. „Sie wollen es nicht zugeben,



daß wir ihnen gleichberechtigt gegenüber stehen, ihr Egoismus möchte uns am liebsten zu Sklavinnen herabwürdigen! Ist es nicht eine Schmach, daß unsere Arbeit noch immer viel geringer bezahlt wird als die der Männer; daß den Mädchen die Bildungsanstalten verschlossen sind, welche den Knaben zu Gebote stehen; daß man uns Frauen von allen öffentlichen Stellen fern hält. Oder besitzen wir vielleicht weniger Fähigkeiten als die Männer? Die ganze Geschichte seit Jahrtausenden ist nur eine Geschichte der Schmach der Frauen, bald aber sollen mit goldnen Buchstaben die Rechte der Frauen in das Buch der Geschichte eingeschrieben werden. Was uns so lange vorenthalten ist, das wollen wir erringen, wir wollen abschütteln das Joch und muthig den Kampf mit den Männern aufnehmen, sie sind unsere Feinde, denn sie suchen uns zu unterdrücken. Bald wird die Zeit kommen, in der wir Frauen Zutritt zu den ersten Stellen haben, wo die Universitäten und Akademien uns nicht allein erschlossen sind, sondern wo Frauen an der Spitze derselben stehen!"

Sie hatte sich in eine Begeisterung hineingeredet, an welche sie selbst glaubte und in der sie sich unendlich groß fühlte.

Johanna besaß nicht den Muth, sie in derselben zu stören und ihre Bitte um Arbeit zu wiederholen.

„Es ist ein schweres Werk, welches zu vollbringen



ich entschlossen bin," begann Auguste, nachdem sie Athem geschöpft hatte, auf's Neue. „Leider stehen uns noch so viele Schwierigkeiten entgegen und wir stoßen bei vielen Frauen noch auf ein zu geringes Verstandniß. Dies macht mich nicht muthlos, denn jede große und welterschütternde Idee hat anfangs nur wenige Träger gehabt und viele Schwierigkeiten überwinden müssen. Schon ist die Zahl derer, die mein Streben begriffen haben, keine geringe mehr und durch den Frauenbildungsverein, dem ich vorstehe, gewinne ich immer mehr Anhänger und Genossinnen in dem Kampfe, den ich dreist den edelsten Culturkampf, der je die Gemüther erregt hat, nennen darf. Auch Sie, liebes Kind, müssen an dem großen Werke mit bauen helfen, Sie haben selbst die Erfahrung gemacht, wie traurig das Loos der Frauen ist, die einsam und verlassen im Leben dastehen. Wie eng ist Ihr Kreis — wären Sie ein Mann, die ganze Welt stände Ihnen offen. Helfen Sie mir, auch den Frauen die Welt zu erschließen! Aus Ihren Augen leuchtet ein entschlossener Sinn. Ich sehe es Ihnen an, Sie fürchten sich nicht vor einem Kampfe!“

„Ja, ich bin entschlossen, mich durchzuringen," gab Johanna zur Antwort. „Wenn ich nur erst den Weg gefunden habe, auf dem es mir möglich wird!“

„Ich werde Ihnen diesen Weg zeigen!" rief Auguste. „Ich schenke Ihnen das vollste Vertrauen und werde



Sie deshalb aus der drückenden Lage, in der Sie sich befinden, befreien, halten Sie nur treu und fest zu mir. Hat der Gedanke, an dem großen Culturkampfe theilzunehmen, nicht etwas Großes und Erhebendes? Verlieren Sie den Muth nicht. Wenn wir den Sieg errungen haben, wenn meine Ideen verwirklicht sind, dann wird auch um Ihre Schläfe der Eichenfranz des Sieges gewunden werden. Millionen werden unsere Namen einst mit Dankbarkeit nennen, weil wir ihnen die freie Bahn der echten Frauenwürde eröffnet haben. Noch müssen wir die Schmach dulden, daß nur Männer im Gericht über Frauen zu Gericht sitzen, obschon sie des Weibes Herz und Wesen nicht verstehen; daß die ganze Leitung des Staates in den Händen der Männer ruht; daß nur Männer die Kanzel besteigen dürfen. Noch hat man uns nicht einmal bei öffentlichen Angelegenheiten das Stimmrecht gewährt, man schließt uns wie Kinder von den politischen Versammlungen aus. O, der thörichte Uebermuth, und die übermüthige Thorheit der Männer geht sogar so weit, uns die Logik des Denkens abzuspochen! Durch die Logik des Handelns werde ich der so lange geschmähten Ehre der Frauen Genugthuung verschaffen, denn für mich giebt es keinen Stillstand auf der eingeschlagenen Bahn. Wie ein Adler, der sich der hemmenden Fesseln entledigt, entfalte ich meine Schwingen und hebe mich



empor, höher und höher bis zu dem lichten Blau des Himmels!“

Sie hatte mit großer Gewandtheit und außerordentlicher Begeisterung gesprochen, und halb schüchtern blickte Johanna sie an. Sie sah, wie die große, stattliche Gestalt bei den letzten Worten die Arme erhob, als wären sie die Schwingen des Adlers; allein der Gedanke, daß dieser große und schwere Körper sich bis zu dem lichten Blau des Himmels erheben könne, war ihr doch zu kühn, als daß sie im Stande gewesen wäre, ihn zu fassen.

„Sie werden mich noch nicht völlig verstehen, liebes Kind,“ fuhr Auguste fort, als sie den erstaunten Blick und das Schweigen des jungen Mädchens bemerkte. „Heute ist der Bildungsabend unseres Vereins, kommen Sie heute Abend dorthin, dann werden Sie unser Streben am besten kennen lernen, und auch Sie werden dadurch für unser großes Werk begeistert werden. Kommen Sie ja!“

Sie drückte Johanna mehrere Billets in die Hand und verließ dann schnell mit freundlichem Gruß und dem Glanze der Verklärung auf ihren sehr vollen und jugendlich gerötheten Wangen das Zimmer.

Einen Augenblick blieb Johanna regungslos stehen und sah der Dame halb verwirrt nach. Die sehr hochfliegenden und begeisterten Worte schwirrten ihr



noch durch den Kopf hin, und sie war nicht im Stande, einen einzigen festzuhalten und zu verfolgen.

In der Hoffnung, Arbeit zu finden, war sie gekommen, und jetzt hielt sie mehrere Einlaßkarten zu dem Bildungsabende in der Hand. Ihr Blick ruhte auf den Karten, als ob diese Antwort geben könnten. Dann verließ sie das Zimmer, um heimzukehren. Die stattliche Dame hatte ihr Hilfe versprochen, und das Gesicht derselben sah zu ehrlich aus, als daß sie nicht Wort halten sollte.

Als sie bei ihrer Mutter wieder eintrat, richtete diese fragend den Blick auf sie.

„Die Dame ist mir sehr freundlich entgegen gekommen und hat mir ihre Hilfe versprochen,“ sprach Johanna.

„Hat sie Dir Arbeit nachgewiesen?“ warf die Frau ein.

„Noch nicht, sie wird es jedoch thun. Sie hat mich gebeten, heute Abend in ihren Verein zu kommen, um ihre Ideen und Bestrebungen kennen zu lernen.“

„Willst Du hingehen?“

„Ja, Mutter. Das Fräulein hat in ihrem Wesen so viel Freundliches und Gewinnendes, sie ist mir mit so viel Vertrauen entgegengekommen, daß ich Unrecht thun würde, wenn ich ihrer Einladung nicht folgte.“

„Dann gehe, Kind,“ sprach die Frau. Sie wußte,



daß ihrer Tochter eine Enttäuschung bevorstehen werde; sie hätte ihr dieselbe gern erspart, und doch ging es nicht. Der Charakter festigt sich nur durch eigene Erfahrungen. Mögen sie auch manche Blüthe der Hoffnung vernichten, so klären sie doch den Blick für das Leben.

Wer sein Lebensschiff dem Meere anvertraut, thut gut, nicht mehr mit sich zu nehmen, als für die ungewisse Fahrt durchaus nothwendig ist. Alle Träume und Hoffnungen sind nicht mehr als Ballast, den er doch bei dem ersten Sturme über Bord werfen muß. Wer sich für diese Fahrt wohl rüsten will, braucht nicht mehr als ein offenes und scharfes Auge, eine feste und ausdauernde Hand für das Steuer, und als Compaß ein gutes Gewissen.

Johanna suchte die innere Aufregung, die sie mit dem hereinbrechenden Abende erfaßte, zu verbergen. Als die auf der Einlaßkarte angegebene Stunde gekommen war, küßte sie ihre Mutter zum Abschiede und verließ dann schnell das Zimmer. Schon fingen ihre Hoffnungen an zu wanken, mit Gewalt suchte sie dieselben aufrecht zu halten.

Der Saal, in welchem der Bildungsabend stattfand, war bereits mit Frauen und Mädchen angefüllt, als sie eintrat. Schüchtern blieb sie an der Thüre stehen, kaum hatte Auguste Schulze sie jedoch erblickt, so eilte sie ihr freundlich entgegen und führte sie auf



die erste Reihe der Stühle, wo noch verschiedene Plätze frei waren.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, ich glaube, Ihnen einen sehr belehrenden und genußreichen Abend verheißen zu können,“ sprach sie. „Nun seien Sie nur ganz unbefangen, liebes Kind, ich kann leider nicht bei Ihnen bleiben, da ich als Vorsteherin noch Verschiedenes zu ordnen habe.“

Sie drückte Johanna die Hand und entfernte sich.

Dicht vor Johanna auf einem erhöhten Podium war eine kleine Bühne aufgeschlagen. Noch entzog ein zusammengezogener Vorhang dieselbe den Blicken der Neugierigen. Fräulein Auguste Schulze war hinter demselben verschwunden und die Erwartung wurde auf's Höchste gesteigert, als sie den Vorhang ein wenig auseinander schob und ihr volles, freundlich geröthetes Gesicht hindurchblickte.

Selbst Johanna war neugierig geworden. Welche Bilder konnte eine erregte und lebhafte Phantasie nicht hinter dem Vorhange aufsteigen lassen. Hinter sich vernahm sie nur ein halblautes Gemurmel und Geflüster zahlreicher Stimmen, die Damen, welche neben ihr saßen, kannte sie nicht.

Ein Zeichen mit einer Klingel gab das Signal zum Beginn des Bildungsabends. Die Töne eines Flügels wurden auf der noch immer verhüllten Bühne laut, ein lustiger Walzer wurde gespielt und manches



junge Herz mochte wohl schneller schlagen und den heimlichen Wunsch hegen, daß der Vorhang sich aufthun und einen lustigen Tanzsaal zum Vorschein kommen lassen möge.

Endlich that sich der Vorhang auseinander, zwar nur sehr ruckweise, denn die Maschinerie schien ihren Dienst zu versagen; von der Seite erschienen ein paar Hände und Arme, welche den widerspenstigen Vorhang gewaltsam zurückzogen — nun war der Blick auf die Bühne frei.

Im Hintergrunde stand der Flügel, auf dem eine junge Dame den Eröffnungswalzer oder die Ouvertüre des Bildungsabends spielte, in der Mitte stand Auguste Schulze, mit der Rechten auf die Lehne eines Stuhles gestützt, in voller und untadelhafter Würde.

Der Schlußaccord der Ouvertüre war verhallt, da trat Auguste mit freundlichem Lächeln vor und verneigte sich. Der Beifall, mit dem sie begrüßt wurde, schien das Roth ihrer Wangen noch höher zu färben. Sie verneigte sich zum zweiten Male und auch hierfür wurde ihr Beifall zu Theil.

Mit gewandten Worten sprach sie zuerst ihren Dank für den zahlreichen Besuch des Bildungsabends aus und hielt dann einen Vortrag über ihre Ideen und Bestrebungen, über die schmachvolle Lage der Frauen und über den großen Culturfampf, durch



welche sie den Frauen eine würdigere Stellung erringen wolle.

Johanna hörte überrascht zu. Dieselben Worte hatte sie schon am Morgen von der stattlichen Dame gehört, jetzt wurden dieselben aber noch mit größerem Feuer und mit mehr Pathos gesprochen. Bald klang der Vortrag wie Prophetenwort, bald wie ein Schlachtruf und dann wieder wie Todesurtheil für die unglücklichen Männer, welche die Frauen seit Eva's Zeiten her geknechtet hatten. Augustens Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, ein Schwert in ihrer ausgestreckten Hand — und furchtsam würden alle zurückgewichen sein.

Als ihr Vortrag beendet war, wurde ihr rauschender Beifall zu Theil.

„Vortrefflich!“ — „Ganz vorzüglich!“ — „So kann nur sie reden!“ — „Schade, daß nicht alle Männer diesen Vortrag gehört haben!“ vernahm Johanna ringsum halblaut rufen und sie wurde fast ängstlich. Sie hatte auf die Kraft des Mannes stets mit einem Gefühle der Achtung und Sicherheit geblickt, jetzt sah sie dieselbe verhöhnt und als Egoismus dargestellt. Eine ältere Dame hinter ihr mit sehr langen Locken an beiden Seiten des Kopfes rief sogar, es könne nicht eher gut auf der Erde werden, als bis alle Männer todt wären.

„Es ist schmachvoll, daß wir armen Frauen durch



die Männer zu leiden haben!“ fügte sie hinzu, ob schon sie niemals einen Mann besessen hatte und ihre Hoffnung, je noch einen zu bekommen, bereits auf Null gesunken war.

Ein junges Mädchen trat nun auf die Bühne und declamirte mehrere Gedichte. Sie besaß sehr wenig Talent zum Declamiren, rührte aber doch manche der Zuhörerinnen durch ihren weinerlichen Ton, es war jedoch ihre Bereitwilligkeit anzuerkennen, mit der sie bei dem geringsten Beifallszeichen sofort noch ein Gedicht zugab, bis Auguste ihr ein Zeichen gab, aufzuhören.

Nun erhob sich eine Dame in schwerem Seidenkleide und rauschte auf die Bühne. Ihr schwarzes Haar, ihre dunklen, halb verschmierten Augen, die schnell durch den Saal hinglitten, die Ueberladung mit Goldschmuck an den Fingern, den Armen und am Halse machten auf Johanna keinen angenehmen Eindruck. Sie mochte einige dreißig Jahre zählen und hatte in nicht sehr geschickter Weise die mangelnde Jugendfrische durch Schminke auf ihre Wangen zurück zu rufen versucht.

Nachdem sie der langen Schleppe ihres Kleides die gebührende Stelle angewiesen und den Faltenwurf in Ordnung gebracht, nachdem sie nach der werthvollen goldenen Uhr gesehen, begann sie ihren Vortrag über deutsche Literatur mit der Versicherung,



daß es auch ihr einziges Streben sei, die Lage der Frauen zu verbessern und die Bildung derselben zu erhöhen. Sie wiederholte ziemlich dasselbe, was Fräulein Schulze bereits mit vielem Phatos gesagt hatte. Erst dann ging sie zur deutschen Literatur selbst über, die sie von einem Papier ablas.

Der Vortrag war lang und schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Halb unterdrücktes Gähnen hinter Johanna's Rücken verrieth, wie sehr derselbe ansprach. Sie selbst war nicht mehr im Stande, den Worten der Dame, die mit außerordentlich viel Selbstbewußtsein sprach und sich jedenfalls von Allen am liebsten reden hörte, zu folgen. Die hochtrabenden Worte verwirrten sie. Die Rednerin führte Goethe's „Erlkönig“ an und konnte es sich nicht versagen, das ganze Gedicht zu declamiren; ihr Accent rief eine komische Wirkung hervor.

Johanna's Phantasie wurde mehr und mehr erregt. Die Rednerin war nicht häßlich, wenn schon ihre geschminkten Wangen ihre Schönheit nicht erhöhten, und doch gewann ihr Gesicht mehr und mehr Aehnlichkeit mit den häßlichen Zügen des Agenten Kronberg. Schloß sie nicht auch wie er die Augen halb, hatte ihr Blick nicht denselben halb scheuen und verschmitzten Ausdruck? Sie lächelte, als der Vater das ächzende Kind in den Armen hielt, so pfiffig, als wäre das Kind weiter nichts gewesen, als



eine schön aufgepuckte Wickelpuppe, welche der Mann von einem Jahrmarkt heimbrachte.

Der Vortrag nahm endlich, wie ja Alles im Leben, ein Ende. Der Beifall war ein sehr spärlicher, er klang wie das halb unbewußte Aufraffen aus dem Schlaf. Auguste Schulze trat auf die Bühne und ließ über die Zuhörer einen unwilligen und strafenden Blick hingleiten, dann sprach sie der Rednerin ihren Dank aus und nannte den Vortrag einen monumentalen Eckstein an dem großen Bauwerk der Frauenbildung.

Die Rednerin dankte durch eine Verbeugung, wobei sie die lange Schleppe ihres schweren Seidenkleides in geschickter Weise zur vollen Anschauung brachte.

Die Zuhörerinnen wurden wieder vollständig belebt, als eine junge Dame sich an den Flügel setzte und eine sehr lustige Polka spielte. Dies brachte neues Leben in die Füße und in die Herzen.

Der Bildungsabend war damit beendet.

In freundlicher und gewinnender Weise trat Auguste zu Johanna und fragte, wie ihr der Abend gefallen habe.

„Blicken Sie um sich,“ sprach sie, noch ehe Johanna antworten konnte, „Sie werden manche einfach gekleidete Frau und manches ärmlich gekleidete Mädchen erblicken, die früher von unseren großen Dichtern keine Ahnung gehabt haben. Hier lernen sie dieselben



kennen und lieben, wir pflanzen in ihre Herzen die ersten Samenförner der Bildung und ziehen sie zu sittlich selbstständigen Individuen heran. Die Blüthen und Früchte, welche aus diesen Samenförnern einst empornwachsen, heißen: Frauenbildung und Frauenwürde! Ich sehe Sie von heute als ein Mitglied unseres Vereins an und hoffe, daß Sie an keinem Bildungsabend fehlen werden."

Johanna versprach es, ohne eigentlich zu wissen, was sie sagte. Sie hatte nur den einen Gedanken: Arbeit, um ihre Mutter und sich zu ernähren. Schüchtern sprach sie diesen Wunsch noch einmal gegen die stattliche Dame aus.

Das Gesicht derselben nahm einen ungeduldigen Ausdruck an, sie gewann jedoch schnell ihre Ruhe und Würde wieder.

„Liebes Kind, um dergleichen Sachen kann ich mich nicht kümmern," sprach sie. „Mein Streben ist auf ein höheres Ziel gerichtet, ich muß alle meine Kräfte zusammen halten, um sie der einen großen Aufgabe: Erlösung der Frauen aus der Slaverei und Entwürdigung zu widmen. Ich darf mich nicht zersplittern, klar steht mein Ziel vor mir, alle andern Gedanken und jede andere Sorge muß ich von mir fern halten. Das heilige Feuer, welches in meiner Brust lodert, darf nur für die eine Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, glühen!"



Mit gesenktem Kopfe stand Johanna da. War nicht schon wieder eine bittere Täuschung an sie herangetreten? Sie hatte Hilfe gesucht und nur hochflingende Worte waren ihr gegeben. Thränen drängten sich in ihre Augen.

„Ich weiß nicht, was ich beginnen soll, wenn ich nicht Arbeit finde“, sprach sie.

„Verlieren Sie nur den Muth nicht,“ fuhr Auguste fort. „Wir Frauen müssen endlich lernen, unerschrocken und selbstständig aufzutreten. Wir dürfen uns nicht mehr wie Kinder behandeln lassen, denn wir haben dasselbe Recht auf das Leben und die Welt wie die Männer. Gehen Sie morgen gegen Mittag zu der Secretärin meines Vereins, zu Frau Beilchen Lächerlich, es ist dieselbe Dame, welche heute Abend den prächtigen Vortrag über deutsche Literatur gehalten hat. Ich werde heute Abend noch mit ihr sprechen und bin überzeugt, daß sie Alles aufbieten wird, um Ihnen zu helfen.“

Sie entfernte sich.

Johanna kehrte heim. Es war spät geworden und schnell wie eine Fliehende eilte sie über die Straße, ihr Herz klopfte erregt und bange. Erst als sie in dem Hause, in welchem ihre Mutter wohnte, angelangt war und langsam und erschöpft die Treppe emporstieg, wurde sie ruhiger. Gewaltig drängten sich Thränen in ihre Augen.



Sie setzte sich auf eine der Treppenstufen nieder, um sich auszuweinen, denn ihrer Mutter wollte sie die Thränen verbergen. Hatte sie denn das Leben so wenig gekannt? Es war ihr, als ob sie ganz allein unter Fremden stände und von Niemand verstanden werde.

Ganz leise trat sie dann in das Zimmer ihrer Mutter und legte sich zur Ruhe. Dieselbe richtete keine Frage an sie, obschon sie zu wachen schien, und auch am folgenden Morgen, als sie zusammen den Kaffee tranken, fragte sie nicht, was sie doch auf den bleichen Wangen ihrer Tochter mehr als ihr lieb war.

Johanna selbst erzählte ihr, daß die Vorsteherin des Vereins sie an Frau Weilchen Lächerlich gewiesen habe.

„Du wirst zu ihr gehen?“ fragte die Mutter.

„Ja, obschon ich wenig Vertrauen zu der Frau gefaßt habe. Sie scheint eitel zu sein und nur an sich selbst zu denken.“

„Kind, es stehen Manche an der Spitze eines Vereins, die für den Zweck desselben nicht das geringste Interesse haben,“ sprach die Frau. „Es ist ihnen nur darum zu thun, sich vorzudrängen und sprechen zu hören. Vielleicht täuschest Du Dich aber doch in dieser Frau.“

„Es hat mir mißfallen, daß sie, wo alle so einfach gekleidet waren, ein so kostbares Seidenkleid und



so reichen Goldschmuck trug," bemerkte Johanna. „Mußte dies nicht auf Manche, die vielleicht daheim mit bitterer Noth zu kämpfen haben, einen niederschlagenden Eindruck machen?"

„Sie ist reich."

„Mußte sie diesen Reichthum bei dieser Gelegenheit zeigen?" warf Johanna ein.

Die Frau schwieg, obschon sie ganz dasselbe wie ihre Tochter empfand; sie wollte dem Gefühle der Abneigung, welches in Johanna's Brust bereits Raum gewonnen hatte, nicht neue Nahrung geben.

Einige Stunden später begab sich Johanna zu der Wohnung der Frau Beilchen Lächerlich. Eine Dienerin empfing sie und sagte ihr, daß die gnädige Frau noch schlase, obschon die Mittagsstunde bereits heranrückte. Sie wollte sich entfernen, um später wieder zu kommen, die Dienerin meldete sie jedoch an und kehrte mit der Weisung zurück, daß Johanna warten möge.

Sie führte das schüchtern auftretende Mädchen in das Zimmer der gnädigen Frau und entfernte sich dann.

Johanna mußte lange warten und hatte hinreichend Zeit, sich in dem Zimmer umzuschauen. Ein Gefühl der Beklemmung erfaßte sie, denn welche Gegensätze traten ihr hier entgegen! Die kostbaren Möbel und welche Unordnung in dem Raum. Auf einem Stuhl



lag noch das Seidenkleid, welches die Besitzerin am Abend zuvor getragen, daneben an der Erde ein feiner gestickter Kragen, aber so schmutzig, als ob er Monate lang den Hals einer Arbeiterin geziert hätte.

Auf dem Schreibtische lag dicker Staub, eine ordnende und reinigende Hand schien ihn seit langer Zeit nicht berührt zu haben, ein Haarzopf und ein Gläschen mit Haaröl lag mitten zwischen Briefen. Die mit gelbem Seidendamast überzogenen Fauteuils zeigten große und fettige Schmutzflecke, wo die Besitzerin ihr Haupt an dieselben zu lehnen pflegte. Auf einem Blumentisch standen Blumen, sie waren halb verdorrt und ließen die Köpfe hängen.

Johanna's Auge war zu sehr an Sauberkeit und Ordnung gewöhnt, als daß es durch die Unreinlichkeit in dem Zimmer nicht auf das Peinlichste berührt wäre. Wie reizend wäre dies Zimmer gewesen, wenn eine reinigende Hand darin gewaltet hätte! Wie würde sie selbst die Sachen gehütet und gepflegt haben! Auf einem Tischchen lagen Bücher mit Goldschnitt und in prachtvollem Einbände; dazwischen in wilder Unordnung Haarnadeln, Schmucksachen und die Reste einer Semmel.

Mit Widerwillen wandte Johanna sich ab. Diese Frau, welche für Sauberkeit und Ordnung so wenig Sinn hatte, sprach in so hochfliegenden Worten von der Würde der Frauen, sie stand mit an der Spitze



eines Vereins, der die Bildung der Frauen sich zur Aufgabe gestellt hatte!

Nach langer Zeit trat Frau Weilchen Lächerlich endlich ein und Johanna erschrak fast, als sie die glänzende Erscheinung vom Abende zuvor erblickte. Die Dame trug einen türkischen Schlafrock, dessen Ärmel zerrissen waren und von Schmutz glänzten, auf ihren Wangen fehlte das Roth der Schminke, eine Haube mit Rosaband bedeckte nur zum Theil das unordentliche Haar.

Johanna trat ihr schüchtern entgegen.

„Ah, Sie sind das junge Mädchen, von dem mir Fräulein Schulze gestern Abend gesprochen hat,“ bemerkte Frau Lächerlich, indem sie sich in einen der Fauteuils warf und die Beine über einander schlug. „Ich bin noch ganz erschöpft vom gestrigen Abende, der Vortrag hat mich aufgeregt. So gerne ich auch meine Kräfte der großen Aufgabe widme, so fühle ich doch oft, daß es für meine Nerven zu viel wird. Wie hat Ihnen mein Vortrag über die deutsche Literatur gefallen?“

Johanna erwiderte, daß sie demselben mit Interesse gefolgt sei.

„Ich werde Ihnen denselben geben, damit Sie sich ihn abschreiben,“ fuhr Weilchen Lächerlich fort, indem ihre Finger mit der schmutzigen Troddel spielten, welche den Schlafrock zusammenhielt. „Die Wenigsten



haben eine Ahnung davon, wie viel Sorgfalt und Arbeit wir für sie verwenden. Eine so große Befähigung ich auch zu solchen Vorträgen besitze, so erfordern dieselben doch viel Studien. Ich habe längst den Wunsch gehegt, daß meine Vorträge für die Mitglieder des Vereins gedruckt werden, denn es würde dem Einzelnen ein großer Dienst damit erwiesen werden. Ich werde deshalb in der nächsten Versammlung den Antrag stellen, daß im Vereine Beiträge gesammelt werden, um die Kosten des Druckes zu bestreiten. Für meine Mühe verlange ich nichts, denn ich bringe dem Verein gern die größten Opfer. Ich hoffe, auch Sie werden gern einen geringen Beitrag dazu geben, wie unendlich viel Sie dadurch erlangen, werden Sie erst begreifen, wenn Sie meine Vorträge sorgfältig studiren können. Gott! ich opfere meine ganzen Nerven!"

Johanna wagte kaum zu antworten.

„Eine Idee, eine prächtige Idee taucht in mir auf!" rief Beilchen Lächerlich, indem ihr Auge mit Wohlgefallen auf den hübschen und scharf geschnittenen Zügen des Mädchens ruhten. „Ich hege schon längst den Wunsch, dem Vereine einen hohen und seltenen Genuß zu verschaffen, ich werde lebende Bilder stellen. Ich kann dabei meinen angeborenen Kunstsinne entfalten und werde etwas Schönes liefern, wirklich Schönes. Das eine Bild wird die Rebekka am Brunnen darstellen, und Sie müssen die Rebekka stehen.



Ich werde Ihnen die Stellung einstudiren, es soll schön werden, sehr schön, die ganze Stadt soll davon reden, wie ich die Bilder gestellt habe. Der Anzug ist leicht herzustellen, ich werde Ihnen angeben, wie Sie sich denselben machen.“

„Ich werde keine Zeit dazu haben, weil ich arbeiten muß, um meine Mutter zu ernähren,“ erwiderte Johanna schüchtern.

„Keine Zeit?“ wiederholte Beilchen Lächerlich erstaunt. „Und Fräulein Schulze sagte mir, daß Sie ein lebhaftes Interesse für den Verein hätten, daß auch Sie von den großen Ideen, welche wir zu realisiren streben, durchdrungen seien, und Sie schrecken schon vor so geringen Mühen und Kosten zurück. Gott! welche Opfer bringe ich! Wie viel Zeit widme ich dem Vereine! Klar steht mir unser großes Ziel vor Augen: Erlösung der Frauen aus dem Joche, allgemeine Bildung und Frauenwürde!“

„Ich habe mich an Fräulein Schulze nur um Arbeit gewandt,“ bemerkte Johanna.

„Fräulein Schulze hat es mir allerdings gesagt,“ fuhr Frau Lächerlich fort, indem ihr Gesicht einen kalten und hochmüthigen Zug annahm. „Ich muß offen gestehen, daß wir uns mit so niedrigen Interessen nicht abgeben, denn sie würden uns nur von unserer hohen Aufgabe abziehen, dennoch will ich Etwas für Sie thun. Können Sie nähen und sticken?“



„Ja.“

„Gut, hier ist ein Duzend Schnupstücher, säumen Sie dieselben und sticken Sie die Buchstaben B. L. hinein, aufgezeichnet sind dieselben bereits. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß ich peinlich accurat und sauber bin, ich erwarte deshalb, daß Sie die größte Sorgfalt anwenden. Gott, es haben sich mindestens schon zehn Mädchen an mich gewandt, um die Tücher zu sticken, tüchtige und fleißige Mädchen, ich erweise Ihnen wirklich großes Vertrauen, indem ich Ihnen diese Arbeit übergebe. Ich bemerke Ihnen noch einmal, daß ich so peinlich bin, daß es mir unmöglich ist, ein Tuch zu benutzen, welches nicht sorgfältig und fein gestickt ist. Ich bin ganz erschöpft, unsereiner wird auch zu sehr in Anspruch genommen — nun gehen Sie!“

Sie warf sich in den Fauteuil zurück und gab Johanna ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.

Mit leise zitternden Händen packte Johanna die Tücher ein. War es denn eine Gnade, daß Sie die Arbeit erhielt? Sie hätte dieselbe am liebsten zurückgewiesen und doch wagte sie es nicht. Schweigend verbeugte sie sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Waschen Sie sich jedesmal die Hände, wenn Sie an den Tüchern nähen, denn ich bin peinlich sauber!“ rief Beilchen Lächerlich ihr noch nach.

Johanna hörte diese Worte kaum, denn in ihr



stürmte es. Die Frau hatte ihr die Arbeit mit einem solchen herablassenden hochmüthigen Blicke gegeben, als wäre sie eine Bettlerin, welche eine Gabe verlangt. War es denn eine Schmach, daß sie arbeiten wollte? Sie hatte den Entschluß gefaßt, sich ehrlich durch das Leben zu ringen — wie schwer wurde es ihr gemacht.

Mit Gewalt mußte sie die Thränen zurückhalten, welche sich ihr in die Augen drängten, denn die Menschen, welche ihr begegneten, sollten sie nicht sehen; weshalb sie weinte, vermochten sie ja doch nicht zu begreifen.

Als sie die Treppe zu der Wohnung ihrer Mutter hinanschritt, begegnete ihr der Agent Kronberg. Hastig riß er den Hut vom Kopfe und sein Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Grinsen.

„Wie glücklich bin ich, daß ich Sie noch treffe, schönes Fräulein,“ sprach er halblaut. „Ich bin bei Ihrer Frau Mutter gewesen, um zu fragen, ob Sie den Kronberg noch nicht nöthig haben. Eine charmante Frau, Ihre Mutter! Sie hat mir ihr Herz geöffnet und gesagt, wie sehr Sie arbeiten müssen. Es ist nichts mit der Arbeit! Fräulein, ich heiße Kronberg und ich sage Ihnen, es ist nichts! Weiß ich doch, daß Sie an die Arbeit nicht gewöhnt sind, und daß Sie ein besseres Leben führen könnten, wenn Sie wollten!“



„Ich klage nicht über mein Geschick,“ gab Johanna zur Antwort.

„Weil Sie zu klug und hochherzig sind,“ fuhr der Agent fort, „weil Sie den Menschen nicht zeigen wollen, wie schwer Sie den Wechsel, der in Ihrem Leben eingetreten ist, ertragen. Und Sie haben Recht, weshalb brauchen Andere dies zu erfahren, allein der Kronberg weiß es, deshalb brauchen Sie sich gegen mich nicht zu verstellen, ich meine es aufrichtig mit Ihnen und werde Sie nie im Stiche lassen.“

„Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht,“ entgegnete Johanna unwillig und wollte die Treppe emporsteigen.

Der Agent vertrat ihr den Weg.

„Bleiben Sie noch,“ sprach er, „bin ich doch am andern Ende der Stadt gewesen und habe ich den weiten Weg nur gemacht, um Sie zu sehen. Weshalb sind Sie so schroff gegen mich? Ist es ein Unrecht, wenn ich Sie auffuche, um Ihnen meine Hilfe anzubieten? Alle, welche mich kennen, sagen: Der Kronberg ist gut, denn er hat ein weiches Herz, er kann nicht sehen, daß Jemand Noth leidet.“

„Ich leide keine Noth,“ gab Johanna zur Antwort. „Setzt treten Sie zur Seite, ich will zu meiner Mutter gehen.“

„Darf ich wiederkommen?“ fragte der Agent, indem er etwas zurücktrat.



„Sie können sich den weiten Weg ersparen!“ bemerkte Johanna und stieg schnell die Treppe empor.

„Gott, sind Sie hart!“ rief Kronberg ihr nach. „Nun, ich werde kommen, wenn ich hier in der Nähe bin, ich werde kommen!“

Johanna hörte diese Worte nicht mehr, denn sie trat in das Zimmer ihrer Mutter. Mit halb fragendem und halb besorgtem Blick sah diese sie an.

„Was hat der Agent hier gemacht?“ fragte Johanna. „Er begegnete mir soeben auf der Treppe.“

„Er kam, um auf's Neue uns seine Hilfe anzubieten.“

„Nachdem ich ihm so entschieden gesagt hatte, daß wir dieselbe nicht bedürften,“ entgegnete Johanna unwillig. „Diese Menschen sind durch nichts zurückzuschrecken; mich überkommt schon ein banges Gefühl, wenn ich diesen Mann nur erblicke, auf seinem Gesicht liegt fortwährend ein freundliches Lächeln, selbst dann, wenn er Anderen zu schaden beabsichtigt.“

„Du thust ihm Unrecht,“ warf die Frau ein. „Er war so freundlich und er hat wirklich den Willen, uns zu helfen.“

„Seine Freundlichkeit fürchte ich am meisten,“ bemerkte Johanna. „Er war gegen Herrn Platener sogar stets unterwürfig, und doch hat er ihn in das Unglück gestürzt, und ich bin überzeugt, daß er nicht die geringste Reue darüber empfindet.“



„Nein, Kind, so schlecht ist er nicht. Mag er auf seinen Vortheil bedacht sein, so glaube ich doch nicht, daß er Anderen Unrecht thut.“

Johanna bemerkte eine Geldrolle, welche auf dem Tische lag.

„Was ist dies?“ fragte sie.

„Kronberg hat es mir gegeben.“

Fast erschreckt blickte Johanna ihre Mutter an.

„Wofür? Wofür?“ fragte sie hastig. „Mutter, Du hast Geld von ihm angenommen?“

„Ich habe es nicht verlangt,“ entgegnete die Frau. „Ich wies es zurück, als er es mir geben wollte, damit Du weniger zu arbeiten brauchst; da legte er es auf den Tisch und verließ das Zimmer.“

„Dann werde ich es ihm wieder geben,“ sprach Johanna und nahm das Geld zu sich. „Ich will von diesem Manne keine Unterstützung.“

„Er hat das Geld mir gegeben!“ rief die Frau, welche die Festigkeit ihrer Tochter nicht begriff. „Gönnst Du es mir nicht, daß ich unsere Lage dadurch erleichtere? Du kennst das Leben noch nicht, deshalb blickst Du mit so viel Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft; Du weißt nicht, wie manche Stunde der Nacht ich durchwache, weil die Sorge den Schlaf von mir fern hält, weil die Frage, was aus uns werden soll, mich quält. Ich habe es Dir verborgen, um Deinen Muth nicht zu schwächen, ich



habe alle die Sorgen still in meine Brust verschlossen, jetzt muß ich es Dir sagen, weil Du selbst die Quelle, aus der uns Hilfe fließt, verschließen willst, weil Du Dich mit Hoffnungen trägst, die nur zu bald vernichtet sein werden! Glaubst Du, mein Herz empfinde nichts, wenn ich sehe, wie Du vom Morgen bis zum Abend Dich abmühest, ohne daß Du im Stande bist, die Noth von uns fern zu halten. Nicht für mich bin ich besorgt, sondern für Dich. Was liegt daran, wenn die wenigen Tage, die zu leben mir noch vergönnt sind, verkürzt werden; allein vor Dir liegt noch ein langes Leben, und es soll Dir nicht verkümmert werden, ehe Du es genossen hast!"

Die Thränen waren in ihre Augen getreten und ihre Stimme zitterte leise.

Ergriffen stand Johanna da, wohl fühlte sie, daß ihre Mutter nicht ganz unrecht hatte, sie durfte jedoch von Dem, was sie als Recht erkannt hatte, nicht ablassen.

„Mutter, ich werde für Dich Sorge tragen, Du sollst keine Noth leiden!“ rief sie, indem sie an die Weinende herantrat und den Arm um deren Hals legte. „Ich habe die feste Zuversicht, daß es mir gelingen wird, mich durchzuringen; nur die eine Bitte gewähre mir: Laß uns von diesem Manne nicht das geringste Geschenk annehmen, denn er giebt nicht



ohne Berechnung, und der Gedanke, ihm zu Dank verpflichtet zu sein, würde mich mehr niederdrücken als die bitterste Noth. Ich gebe ihm das Geld zurück, sobald er wiederkommt!"

Schweigend nickte die Frau mit dem Kopfe.

Johanna küßte sie auf die Stirn und schloß dann das Geld ein.

---





## Fünftes Kapitel.

---

**W**ieder saß Johanna vom Morgen früh bis zum Abende und stickte die Tücher, welche sie von der reichen Frau erhalten hatte. Sie wandte die größte Sorgfalt an, um sich die Zufriedenheit der Dame zu erwerben, die Arbeit nahm jedoch mehr Zeit in Anspruch, als sie erwartet hatte.

Während dieser Arbeit erhielt sie einen Brief von Ina. Das unglückliche Mädchen war noch immer nicht im Stande, das harte Geschick, welches es betroffen hatte, zu fassen, sein Schmerz war, nachdem die ganze Größe desselben ihm zum Bewußtsein gekommen, noch heftiger geworden.



„Ich würde Alles — Alles ohne Klage ertragen, wenn ich ihn — wenn ich Rudolph nicht verloren hätte!“ schrieb Ina. „Ich will ihn vergessen und hassen, und mein Herz hängt noch mit unsagbarer Liebe an ihm, es sucht ihn zu entschuldigen und hofft Tag für Tag, daß er wiederkehren werde. Johanna, dies — werde ich nie überwinden! Ich war so unaussprechlich glücklich und ein einziger Schlag hat Alles vernichtet. Meine Tante ist um meine Zukunft besorgt, sie klagt, daß ich nicht das geringste Vermögen mehr besitze — es ist mir gleichgiltig, denn ich hoffe auf die Zukunft nicht mehr, das Leben hat den Werth für mich verloren! Sieh, jetzt sage ich mir auch, daß Rudolph mich nie geliebt hat, alle seine zärtlichen Worte waren unwahr, seine Hand hat gelogen, wenn sie die meinige erfaßte und drückte, sein Auge hat gelogen, wenn es mir freundlich entgegenblickte, er hat mich schändlich betrogen in dem Augenblicke, in dem er mir seine Liebe gestand — ich will ihn verachten und doch wäre ich glücklich, wenn ich seine Hand noch einmal küssen könnte! — Ich begreife mich selbst nicht mehr; es ist mir, als ob ich in eine ganz fremde Welt versetzt wäre! Meine Tante sucht mich zu trösten und jedes ihrer Worte klingt mir wie ein Hohn! Du hast noch eine Zukunft vor Dir — die meinige liegt hinter mir, abgeschlossen, verwelt und vernichtet!“



Ein tief schmerzlicher Zug glitt über Johanna's Gesicht hin, als sie diese Worte las. Ina war noch unglücklicher als sie, denn wie viel hatte sie besessen und wie viel verloren!

Sie schrieb der Freundin, um sie zu trösten und zu beruhigen, allein nicht die leiseste Klage über ihre eigene Lage entschlüpfte ihrer Feder. „Ich lebe mit meiner Mutter still und zufrieden,“ bemerkte sie nur. „Durch Nähen und Stricken verdiene ich so viel, daß für unsere geringen Bedürfnisse gesorgt ist; der Zukunft gehe ich ohne Bangen entgegen, hat meine Erinnerung doch noch lange Zeit an einer glücklichen Vergangenheit zu zehren.“

Als sie den Brief beendet hatte, blieb sie halb träumend sitzen. Mit Absicht hatte sie der Freundin ihre bedrängte Lage verschwiegen, denn helfen konnte sie nicht, wozu sollte sie dieselbe noch mehr betrüben! Sie hatte in den letzten Tagen mehr als einmal ein Bild ihrer Zukunft sich auszumalen versucht und jedesmal waren die Farben derselben trübe ausgefallen. Ihr Muth war noch nicht gesunken, allein ihre Hoffnung schwand mehr und mehr. Die Frage, was aus ihr werden sollte, wenn sie nicht im Stande war, durch Arbeit sich zu ernähren, drängte sich immer härter an sie heran. Sie kannte das Leben noch so wenig, und doch begriff sie, daß die Noth manches junge Mädchen dem Laster und Verderben in die



Arme treibe. Weshalb richteten die Frauenvereine nicht hierauf zunächst ihren Blick, weshalb suchten sie nicht da zu helfen, wo die Hilfe wirklich Noth that?

Erregt sprang sie auf. Eins stand unerschütterlich fest bei ihr — sie würde sich eher den Tod geben, ehe sie ihre Unschuld zum Opfer brächte.

Ihre Mutter hatte das Haus verlassen, um für den kleinen Hausbedarf Einkäufe zu machen, sie konnte deshalb ungestört sich ihrer Besorgniß hingeben, ohne befürchten zu müssen, daß ihre Thränen sie verrathen würden. Sie weinte. Sie erschien sich wie eine Unglückliche, die verirrt und allein im tiefen Walde dasteht. Nirgendß einen Weg, der sie sicher zum Ausgange führte; nirgendß ein Zeichen, welche Richtung sie einschlagen sollte. Es trieb sie, um Hilfe zu rufen — wer sollte ihren Ruf hören?

Da pochte es leise an die Thür. Erschreckt zuckte sie zusammen und fuhr schnell mit der Hand über die Augen hin, um die Thränen zu verwischen. Sie wagte kaum „Herein“ zu rufen. Langsam wurde die Thüre geöffnet, der Agent Kronberg schlüpfte durch dieselbe in das Zimmer.

„Gott, Sie haben geweint!“ rief er. „Ihre schönen Augen sind geröthet! Hat Ihnen Jemand ein Leid zugefügt? Sagen Sie es mir, sagen Sie es und ich werde vor ihn hintreten und ihn zur Verantwortung ziehen. Ist es doch ein Unrecht, ein großes Unrecht,



in so schöne Augen Thränen zu locken! Es ist eine Grausamkeit, sage ich!”

Johanna hatte alle Kräfte zusammengerafft, um sich zu fassen.

„Herr Kronberg, meine Mutter ist nicht daheim, ich bitte Sie deshalb, mich zu verlassen,” sprach sie.

„Weshalb soll ich Sie verlassen?” fuhr der Agent fort. „Fürchten Sie sich vor mir? Glauben Sie, ich könne Ihnen ein Leid zufügen! Der Kronberg thut Niemand ein Leid, denn sein Herz ist gut. Ich bin glücklich, daß ich Sie allein treffe, denn ich habe mit Ihnen zu sprechen.”

„Ich bitte Sie, mich zu verlassen,” wiederholte Johanna.

„Fräulein, ich werde gehen, aber nicht jetzt,” erwiderte der Agent mit unerschütterlicher Dreistigkeit.

„Welchen Schaden haben Sie davon, wenn Sie mich anhören? Setzen Sie sich, denn der Mensch ist ruhiger, wenn er sitzt.”

Johanna schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Nun, so bleiben Sie stehen,” fuhr Kronberg fort. „Fräulein, es ist eine große Sache, die mich zu Ihnen getrieben hat, eine Sache, die ich sehr reiflich in Erwägung gezogen habe; denn es ist nicht meine Gewohnheit, zu handeln, ohne vorher Alles geprüft zu haben. Haben Sie keine Furcht, es ist eine gute Sache. Sehen Sie, als Sie noch waren in dem



Hause des Herrn Platener, da habe ich Sie oft gesehen, und ich habe jedesmal im Stillen gedacht: Gott, ist das Fräulein hübsch, und ich würde glücklich gewesen sein, wenn ich Ihnen einen Dienst hätte erweisen können. Als der Herr Platener sich selbst das Leben genommen und Sie sein Haus verlassen hatten, sagte ich mir: das hübsche Fräulein wird in Noth sein, und ich kam hierher, um Ihnen meine Hilfe anzubieten. Sie aber wiesen mich grausam zurück. Es ist mir durch den Kopf gegangen und hat mir wehe gethan. Ich habe mir gesagt: das Fräulein kennt Dich nicht, sonst würde es wissen, daß Du nur Gutes im Sinne hast. Ich bin wieder gekommen, Sie haben mich zum zweiten Male zurückgewiesen; es ist nicht meine Sache, meine Hilfe aufzudrängen, ob- schon ich weiß, daß Sie derselben bedürfen, allein ich sagte mir: ist es ein Wunder, wenn das Fräulein übel gelaunt ist? Ich konnte Sie nicht vergessen, immer schwebte Ihr Bild mir vor; ich träumte von Ihnen, ich — ich — — nun, was soll ich eine Sache machen, Fräulein, ich frage Sie, ob Sie die Meinige werden wollen? Ich liebe Sie, schenken Sie mir Ihre Hand!"

Er wollte Johanna's Hand erfassen; bestürzt, scheu trat sie zurück.

"Herr Kronberg!" rief sie. Sie war nicht im Stande, mehr hervorzubringen; Widerwille und Zorn kämpften noch in ihr.



„Lassen Sie mich ausreden!“ bemerkte der Agent. „Sie kennen den Kronberg nur, wie Sie ihn stets gesehen, einfach gekleidet und schlicht in seinem Aussehen. Was thue ich mit schönen Kleidern, die viel Geld kosten und zum Geschäfte nicht taugen. Fräulein, der Kronberg könnte einhergehen, wie der reichste Mann in der Stadt, denn auch er ist reich; er könnte sich eine Equipage halten, und er wird sie halten, wenn Sie seine Frau werden wollen; er wird eine große und feine Wohnung miethen, er wird Ihnen die schönsten Kleider kaufen, er wird Ihnen jeden Wunsch erfüllen — er wird . . .!“

„Genug!“ unterbrach ihn Johanna endlich, indem sie sich zusammenraffte. „Verlassen Sie mich!“

„Seien Sie nicht grausam!“ fiel Kronberg ein. „Ich liebe Sie so sehr, daß ich gern Alles, was ich besitze, für Sie hingeben würde, weisen Sie mich nicht zurück; lassen Sie mir wenigstens Hoffnung. Die Hoffnung ist freilich nur ein schlechtes Papier; sie hat keinen Cours, allein sie ist doch besser als nichts! Ueberlegen Sie, was ich Ihnen gesagt habe; prüfen Sie Ihr Herz, ob für den Kronberg nicht ein kleiner Winkel darin ist, ich bin ja bescheiden, sehr bescheiden!“

„Ich habe nicht nöthig, mich zu prüfen,“ gab Johanna unwillig zur Antwort. „Das Eine kann ich Ihnen mit aller Bestimmtheit sagen, daß ich lieber sterben, als die Ihrige werden würde, und daß es



keine Macht der Erde giebt, die im Stande wäre, mich dazu zu zwingen!"

Kronberg richtete den Kopf empor, seine Augen schlossen sich halb; das Lächeln, welches bis dahin auf seinem Gesichte gelegen, war geschwunden, die Maske war gefallen und immer deutlicher prägte sich sein wahrer Charakter aus.

„Und weshalb? weshalb?“ fragte er. „Wollen Sie mir nicht sagen, weshalb?“

„Ja, ich will es Ihnen sagen!“ gab Johanna zur Antwort. „Weil ich weiß, wie Sie an Herrn Platener gehandelt haben und weil ich Sie deshalb verachte.“

Ueber das Gesicht des Agenten glitt ein spöttischer Zug hin.

„Was wissen Sie?“ rief er. „Ich bin klüger gewesen als der stolze Herr, dessen Reichthum unerschütterlich zu sein schien; ich bin vorsichtiger gewesen, ist das ein Fehler? Und wovon wollen Sie leben? Glauben Sie, ich wisse nicht, wie wenig Sie für Ihre Arbeit erhalten haben? Sie werden nirgends mehr erhalten! Weisen Sie mich nur zurück; ich sage Ihnen, es wird eine Zeit kommen, in der Sie sich freuen, wenn ich an Ihre Thür poche, um Ihnen Hilfe zu bringen.“

„Ich werde nie Hilfe von Ihnen annehmen,“ bemerkte Johanna. „Ich würde lieber hungern.“

„Und wollen Sie auch Ihre Mutter hungern



lassen?" fuhr der Agent fort. „Wollen Sie der Kranken die Pflege entziehen, die sie nöthig hat? Haben Sie ein Recht, die Hilfe, welche ich Ihrer Mutter bringe, zurückzuweisen?"

„Ja, ich habe das Recht, weil ich für sie sorgen werde!" rief Johanna. „Verlassen Sie mich!"

„Ich soll Sie verlassen?" wiederholte der Agent. „Sie wenden sich mit Unwillen von mir ab, als ob ich Ihnen ein Unrecht zugefügt hätte, und doch könnte ich Sie schon jetzt in Verlegenheit bringen."

„Wodurch?" fragte Johanna, indem sie ihn offen anblickte.

„Wenn ich nun das Geld zurückverlangte, welches ich vor wenigen Tagen Ihrer Mutter gegeben habe?" sprach Kronberg. „Habe ich vielleicht gesagt, daß ich es ihr schenken werde? Ich habe nichts gesagt."

Dunkle Röthe hatte des Mädchens Wangen übergoßen; hastig trat sie an ihren Nähtisch.

„Sie sollen das Geld zurück erhalten — hier ist es," sprach Johanna, indem sie dem Agenten die Geldrolle reichte.

Ueberrascht trat der Mann zurück — dies hatte er nicht erwartet.

„Ich werde es nicht nehmen!" entgegnete er verlegen.

„Dann werde ich es dem ersten Armen, der mir begegnet, schenken," fuhr Johanna fort. „Ich wiederhole noch einmal, daß ich lieber hungern, als von



Ihnen eine Unterstützung annehmen werde, denn ich verachte Sie!“

Sie wandte dem Agenten den Rücken und trat an das Fenster.

Kronberg kämpfte mit sich. Sollte er noch einmal versuchen, sie in Güte zu überreden? Er wußte, daß es erfolglos war. Seine Züge verzerrten sich zu einem höhnenden Lächeln.

„Sie verachten mich!“ rief er. „Nun, Sie sollen mich auch noch fürchten lernen. Sie wollen mich zum Feinde haben — ich werde es sein! Klagen Sie aber nicht, wenn Sie unterliegen, wenn es Ihnen elend geht. Gott! Eine Bettlerin verachtet den Kronberg, der sie reich machen könnte! Was die Verachtung mir schadet!“

Hastig steckte er die Geldrolle ein und eilte aus dem Zimmer.

Johanna zitterte, als sie wieder allein war, ihre Fassung, die sie nur mit dem Aufgebote aller Kräfte aufrecht erhalten hatte, schwand.

„Eine Bettlerin!“ tönte des Agenten Wort in ihr nach; sie hörte noch sein höhnendes Lachen und es war ihr, als ob ein Fluch über sie ausgesprochen wäre. Eine Bettlerin! Noch klammerte sie sich an der Hoffnung fest, daß es ihr gelingen werde, durch eigene Kraft sich durchzuringen; wenn diese Hoffnung sie nun betrog, was blieb ihr dann Anderes übrig,



als die Hilfe Anderer für ihre kranke Mutter anzu-  
rufen? War sie dann nicht eine Bettlerin?

Es gab noch einen anderen Weg, und wie ein  
düsterer unheimlicher Schatten zog der Gedanke daran  
durch ihre Seele dahin — es gab noch einen andern  
Weg, der aller Noth und Sorge, der allem Bangen  
und allem Elend mit einem Male ein Ende machte. —

Um sich von diesem Gedanken loszureißen, ergriff  
sie die Stickerie, um zu arbeiten. Fleißig bewegten sich  
ihre Hände, allein die bange Stimmung, welche sich  
ihrer bemächtigt hatte, wich nicht.

Ihre Mutter kehrte heim und schien sehr erregt  
zu sein.

„Mir ist Kronberg soeben begegnet,“ sprach sie.  
„Er ist sehr erbittert auf Dich, denn Du hast ihn  
beleidigt.“

Johanna schwieg, denn mit peinlichem Gefühle  
sah sie einem Gespräche entgegen, welches sie nicht  
vermeiden konnte.

„Ist es wahr, daß er um Deine Hand angehalten  
hat?“ fuhr die Frau erregt fort.

„Ja.“

„Und Du hast ihn zurückgewiesen?“

„Ja.“

„Er hat es mir gesagt, allein ich wollte und  
konnte es nicht glauben; er ist reich und ich hielt es  
nicht für möglich, daß Du Dein Glück mit Füßen



treten würdest. Hoffe nicht, daß es sich Dir zum zweiten Male bieten wird. Wer so reich ist wie Kronberg, kann an jede Thür klopfen und es wird ihm aufgethan, denn er kann seiner Frau Alles bieten, was sie wünscht und was sich durch Geld erreichen läßt.“

„Mich verlangt nicht nach Reichthum,“ entgegnete Johanna ruhig. „War Platener nicht noch viel reicher und hat er nicht Alles verloren? Hätte er die Kraft in sich gefühlt, das Verlorene wieder zu erwerben, so würde er sich nicht das Leben genommen haben; jetzt hat er seine Tochter, die er so innig liebte, noch ärmer und unglücklicher, als ich bin, zurückgelassen.“

„Er ist unvorsichtig und verblendet gewesen, das hat ihn zu Grunde gerichtet,“ warf die Frau ein.

„So lange er im Glücke war, galt er für einen klugen und vorzüglichen Kaufmann,“ fuhr Johanna fort. „Sein Unglück hat mir gezeigt, daß das Geld nicht mehr ist als ein eitler Schein.“

„Du kennst den Werth des Geldes noch nicht, Du weißt nicht, daß es die Macht ist, welche Alles regiert, und wenn Du Dich auch nicht darnach sehnst, so hätte ich doch geglaubt, daß Du an Deine franke Mutter gedacht haben würdest, daß der Gedanke, ihr das Leben zu erleichtern, Dich bewogen haben würde, Kronberg nicht zurückzuweisen.“



Johanna blickte ihre Mutter schweigend und vorwurfsvoll an. Konnte dieselbe verlangen, daß sie ihr ganzes Lebensglück opfern solle, nur um ihre Lage zu erleichtern? Mußte dieselbe nicht fühlen, daß alles Geld des Mannes nicht im Stande war, sie glücklich zu machen?

„Mutter, willst Du mich verkaufen?“ fragte sie endlich langsam, mit fast tonloser Stimme.

Die Frau schwieg; sie empfand den Vorwurf, der in dieser Frage lag. Als ihr Auge über das hübsche und feingeschnittene Gesicht ihrer Tochter hinglitt, drängte sich ihr selbst die Ueberzeugung auf, daß sie nicht zu der häßlichen Gestalt des Agenten passe und daß alles Geld, welches er besaß, nicht im Stande war, seine Gestalt zu verschönern.

Sie verließ das Zimmer, um dem vorwurfsvollen Blicke ihres Kindes auszuweichen. —

Einige Tage später hatte Johanna sämtliche Tücher gestickt und mit freudigem Gefühle packte sie dieselben zusammen, um sie zu Frau Lächerlich zu tragen. Sie durfte hoffen, daß die Dame ihr fernerhin Arbeit verschaffen werde, wenn sie die sauber ausgeführte Stickerei sah. Sie war reich und konnte deshalb unmöglich den Lohn karg bemessen. Johanna freute sich um so mehr darauf, weil sie dadurch die Befürchtungen ihrer Mutter für die Zukunft zu vernichten hoffte.



Mit erwartungsvoll pochendem Herzen betrat sie das Haus der reichen Dame. Die Dienerin nahm ihr die Tücher ab und ließ sie im Vorzimmer warten. Ein Theil ihrer Freude war schon dadurch vernichtet, daß sie die Tücher nicht selbst übergeben und in den Augen der Dame die Zufriedenheit über die saubere Ausführung lesen konnte.

Nach einiger Zeit kehrte die Dienerin mit dem Bescheide zurück, daß die gnädige Frau jetzt nicht zu sprechen sei und daß Johanna zu einer andern Zeit wiederkommen möge.

Schmerzlich erregt, preßte Johanna die Lippen aufeinander. Die Dame hatte nicht einmal so viel Zeit, um ihr den Lohn für die Arbeit zu senden und doch bedurfte sie desselben nothwendig.

„Wann soll ich wiederkommen?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht,“ gab die Dienerin zur Antwort. „Kommen Sie morgen gegen Mittag, vielleicht ist die gnädige Frau dann zu sprechen.“

„Hat Frau Lächerlich nicht gesagt, ob sie mit der Arbeit zufrieden ist?“ fragte Johanna schüchtern.

„Nein, sie hat sie noch gar nicht angesehen; nun, hoffentlich wird die Arbeit brauchbar sein!“ lautete die kurze, abweisende Erwiderung.

Johanna kehrte heim; nicht die kurzen Worte der Dienerin schmerzten sie, es fränkte sie, daß wieder eine Hoffnung sie getäuscht hatte, daß ihr eine Freude



vernichtet war, auf die sie mit voller Zuversicht gerechnet hatte. Hatte sie noch nicht genug Bitterkeit durch das Geschick erfahren, daß selbst diese kleinen Freuden ihr getrübt werden mußten!

Wir begreifen oft nicht den Schmerz eines Menschen, wenn ein an sich geringer Wunsch nicht in Erfüllung geht, wir wissen aber auch nicht, wie viel Hoffnungen sein Herz im Stillen daran knüpfte, welche Lustschlösser seine Phantasie darauf aufbaute, wir ahnen nicht, wie viel durch die Nichterfüllung des einen Wunsches für ihn verloren geht und einstürzt.

Johanna ging am folgenden Tage zu der bestimmten Stunde wieder zu Frau Lächerlich, allein auch zum zweiten Male ließ dieselbe sie abweisen.

„Sie sollen heute gegen Abend wiederkommen,“ sprach die Dienerin.

Johanna erwiderte kein Wort; nur im Stillen drängte sich die Frage ihr auf: Sollte die Frau nicht wissen, welchen Werth die Zeit für dich hat? Sollte sie nicht fühlen, wie ungerecht es ist, dich des geringen Lohnes wegen so viele Wege machen zu lassen?

Zum dritten Male ging Johanna gegen Abend zu Frau Lächerlich. Die Dienerin erwiderte ihren Gruß nicht, als sie die Thür öffnete, geringschätzend, befehlend wies sie mit der Hand auf die offen stehende Thür des Vorzimmers.

Wenige Minuten später trat die gnädige Frau



ein, schnell, mit Unwillen in den Zügen. Sie trug Hut und Schleier und schien im Begriff zu sein, spazieren zu gehen.

„Gott, man ist doch auch nicht eine Stunde ungestört!“ erwiderte sie auf Johanna's Gruß. „Was wünschen Sie denn?“

Das Blut schoß in Johanna's Wangen. Schüchtern fragte sie, ob die Arbeit zur Zufriedenheit ausgefallen sei, sie wagte nicht hinzuzufügen, daß sie den Lohn für dieselbe zu erhalten wünsche.

„Und deshalb stören Sie mich schon zum dritten Male!“ fuhr die Dame unwillig fort. „Ich hatte Ihnen gesagt, daß Sie die Tücher sauber halten sollten. Das ist nicht geschehen, jedes andere junge Mädchen in dem Verein würde es besser gemacht haben!“

Sie trat vor den Spiegel, um die Bänder ihres Hutes zu ordnen.

Thränen drängten sich in die Augen des Mädchens.

„Ich habe mir die größte Mühe gegeben,“ bemerkte sie.

Die Dame zuckte schweigend, wegwerfend mit der Schulter.

„Haben Sie vielleicht andere Arbeit für mich?“ fragte Johanna.

„Nein,“ lautete die kurze Antwort.

Johanna schwieg.



„Nun, was wünschen Sie noch?“ fragte Frau Lächerlich, indem sie sich umwandte.

„Ich muß von dem Ertrage meiner Arbeit leben,“ sprach das unglückliche Mädchen mit leise bebender Stimme.

„Also deshalb sind Sie schon zum dritten Male gekommen!“ rief Frau Lächerlich. „Glauben Sie vielleicht, daß Sie das Geld nicht erhalten würden? Ich bin nicht gewohnt, mich in solcher Weise drängen zu lassen!“

Sie öffnete das Portemonnaie, warf anderthalb Thaler auf den Tisch und verließ, ohne ein Wort hinzuzufügen, das Zimmer.

Erschreckt, zitternd vor innerer Erregung blickte Johanna ihr nach. Hatte sie denn ein Unrecht begangen, daß ihr solche Behandlung widerfuhr? Und anderthalb Thaler sollte der Lohn sein für die schwere und so saubere Arbeit? Von dieser Frau, welche mit an der Spitze eines Frauenvereins stand, hatte sie Hilfe gehofft und wie war sie getäuscht! Sie hätte laut aufweinen mögen vor Schmerz und Verzweiflung.

Sie streckte die Hand aus, um das Geld zu nehmen, die Hand zitterte und sank kraftlos nieder. Mochte die Noth auch in der bittersten Weise an sie herantreten — sie konnte das Geld nicht nehmen, das ihr wie einer Bettlerin hingeworfen war.

Raum wissend, was sie that, stürzte sie aus dem



Zimmer und dem Hause. Erst als sie auf die Straße kam und die ihr begegnenden Menschen sie zwangen, sich zu fassen, begriff sie ihren Schritt, allein sie bereute ihn nicht. Mochte die reiche Frau das Geld behalten.

Sie konnte in ihrer erregten Stimmung nicht zu ihrer Mutter heimkehren, sie durfte der ohnehin besorgten Frau ihren Schmerz nicht zeigen, sie eilte deshalb aus der Stadt vor das Thor, um dort in einem kleinen Gehölze Ruhe und Fassung zu suchen.

Zwar war sie auch hier nicht allein, denn zahlreiche Spaziergänger begegneten ihr, dennoch that das frische Grün, welches sie so lange entbehrt hatte, ihr wohl. Auf dem Fahrwege, welcher durch das Gehölz hinführte, rollten Equipagen an ihr vorüber. Auch sie war hier oft mit Ina gefahren und sie hatte nicht daran gedacht, daß sie schon nach so kurzer Zeit allein hier gehen werde, um Ruhe zu suchen, doch der Gedanke, daß sie Alles gethan habe, was in ihren Kräften stand, gab ihr einige Beruhigung.

Herren und Damen, die sie öfter in Platener's Hause getroffen hatte, begegneten ihr und sie senkte den Kopf, um von ihnen nicht erkannt zu werden; da hörte sie plötzlich von einem Herrn, der an ihre Seite getreten war, ihren Namen nennen. Erschreckt zuckte sie zusammen, sie blickte auf und dunkle Röthe übergoss ihr Gesicht, als sie den Lieutenant v. Brankow erkannte.

„Ich habe mich lange gesehnt, Sie wieder zu



sehen," sprach Brankow mit halb gedämpfter Stimme. „Es war ein erregter Augenblick, als wir uns zum letzten Male sahen, er ist mir nicht aus dem Gedächtnisse geschwunden und ich darf wohl hoffen, daß Sie meinen Schritt jetzt milder beurtheilen werden. Wer kann gegen die zwingenden Verhältnisse, welche das Geschick über uns verhängt, ankämpfen?“

Johanna schwieg. Sie wäre nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort zu sprechen und wenn sie ihr Leben damit hätte erkaufen können; nur schneller ging sie.

„Triffst mich ein Vorwurf, daß mein Herz inniger für Sie schlug, als für Ina, welche ich zu lieben wähnte und doch in Wirklichkeit nicht liebte!“ fuhr Brankow fort. „Sie verurtheilen mich vielleicht noch, allein wenn Sie einst lieben, dann gebieten Sie Ihrem Herzen, daß es anders empfindet, und Sie werden kennen lernen, daß das Herz sich nicht gebieten läßt. daß es seinen eigenen Weg geht und wenn die ganze Welt dagegen ist; dann werden Sie mich auch milder beurtheilen.“

„Ich bitte, verlassen Sie mich!“ bat Johanna, ohne aufzublicken; die wenigen Worte wurden ihr unsagbar schwer.

„Nein, ich lasse Sie nicht, nachdem ich so glücklich gewesen bin, Sie nach so langer Zeit endlich wieder zu finden!“ rief der Lieutenant. „Erst nachdem das Band, welches mich an Ina fesselte, zerrissen



ist, bin ich mir klar bewußt geworden, wie unendlich ich Sie liebe. Ich habe nur an Sie gedacht und von Ihnen geträumt; Tage lang bin ich Straße für Straße durchwandert in der Hoffnung, Ihnen zu begegnen. Mag ich Ina Unrecht gethan haben, Ihnen hat mein Herz nichts abzubitten, und es hängt an Ihnen mit einer Innigkeit, die durch nichts erschüttert werden kann.“

Johanna hörte die Worte kaum, die er sprach, sie glaubte nur zu bemerken, daß die Menschen, die ihnen begegneten, sie neugierig anblickten.

„Bitte, bitte, lassen Sie mich allein!“ brachte sie mit Mühe hervor.

„Johanna, verkennen Sie mich nicht,“ fuhr Brankow fort. „Ich beschwöre Sie, glauben Sie nicht, daß ich mich Ihnen aufdrängen will, nur um das Eine bitte ich Sie, nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung, geben Sie mir Gelegenheit, in Treue und Ausdauer um Ihre Liebe zu werben, prüfen Sie mein Herz, treiben Sie es nicht zur Verzweiflung, denn das — das ist kein Unrecht, daß es Sie liebt!“

Immer peinigender wurde Johanna's Lage; sie würde entflohen sein, wenn sie nicht befürchtet hätte, dadurch noch mehr Aufsehen zu erregen. Schon mußten die Vorübergehenden Brankow's Worte gehört haben, denn in der Erregung hatte er lauter gesprochen. Nur von dem Gedanken getrieben, den Menschen aus-



zuweichen, bog sie schnell in einen schmälern und stilleren Seitenweg ein.

Brankow blieb ihr zur Seite, seine Augen leuchteten, ihr Einbiegen in den Seitenweg deutete er falsch.

„Gehen Sie!“ rief das Mädchen angstvoll.

„Nicht eher, als bis Sie mir gesagt haben, daß ich hoffen darf und Sie bald wieder sehen werde. Sagen Sie wann — wann?“

„Nie!“ preßte Johanna, einer Ohnmacht nahe, hervor.

„Dann gehe ich nicht!“ rief der Lieutenant. „Ich will mich des Glückes, welches mir heute der Zufall gegeben hat, nicht selbst berauben, ich will Sie nicht wieder verlieren, nachdem ich Sie kaum gefunden. Ich gebe Sie nicht auf, weil mein Herz Sie innig liebt. Johanna, haben Sie Mitleid mit mir, nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung, Sie treiben mich sonst zur Verzweiflung!“

Er erfaßte des Mädchens Hand.

Johanna fuhr erschreckt zurück, sie wollte ihm die Hand entziehen, er hielt sie gewaltsam fest. Das Blut war aus ihren Wangen gewichen und mit halb gedämpfter Stimme rief sie: „Lassen Sie los! Hilfe!“

„Nur Hoffnung — Hoffnung sollen Sie mir geben!“ entgegnete Brankow, ihre Hand noch immer festhaltend.



„Ich will Ihnen Hilfe bringen, Fräulein!“ sprach plötzlich eine kräftige Mannesstimme, und ein junger, schlank gewachsener Mann in einfacher, aber sauberer Kleidung trat an sie heran.

Raum hatte der Lieutenant ihn erblickt, so ließ er erschreckt des Mädchens Hand fahren, seine Augen blickten drohend und doch zugleich scheu.

„Ich werde Sie von dem Herrn befreien,“ fuhr der junge Mann fort. „Er weiß ohnehin, daß ich noch eine Rechnung mit ihm abzuschließen habe, und er wird mich nicht zwingen, es hier zu thun!“

Der Lieutenant stieß einige drohende Worte aus, entfernte sich aber sofort.

Wie Schutz suchend, hatte Johanna den Arm des jungen Mannes erfaßt, jetzt, wo sie ihm allein gegenüberstand, ließ sie die Hand sinken, eine verlegene Röthe glitt über ihre Wangen hin, und ihr Auge senkte sich. Sie kannte den jungen Mann, denn er wohnte in demselben Hause mit ihrer Mutter, mehr als einmal war sie ihm auf der Treppe begegnet und artig war er jedesmal zur Seite getreten. Sein Name, den sie nicht kannte, war Karl Wenzel.

Auch er hatte sie sofort erkannt und als er nun dicht vor ihr stand, schien seine Brust schneller und tiefer zu athmen, seine Augen ruhten auf den hübschen Zügen des Mädchens.

„Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe,“ sprach Johanna



und ihre Stimme zitterte; sie fühlte sich so schwach, daß sie sich an einen Baum lehnen mußte.

„Gestatten Sie mir, daß ich Sie begleite,“ sprach Wenzel. „Bitte, stützen Sie sich auf meinen Arm — mir dürfen Sie vertrauen, denn wir sind ja Hausgenossen.“

Johanna raffte ihre Kräfte zusammen, lehnte aber die Unterstützung ab.

„Mich hat nur die Erregung des Augenblickes angegriffen — jetzt fühle ich mich wieder wohler,“ sprach sie. „Sie haben mich von einer Zudringlichkeit befreit, gegen die ich mich nicht schützen konnte.“

„Sie kennen den Herrn Lieutenant von Brankow?“ fragte Wenzel, indem er langsam an der Seite des Mädchens dahinschritt.

„Ja,“ gab Johanna zur Antwort. „Er war mit einer Freundin von mir verlobt, hat dieselbe jedoch verlassen, als sie ihr Vermögen verlor.“

„Das sieht ihm ähnlich!“ warf der junge Mann ein und seine Worte klangen bitter, obschon sein Gesicht einen offenen und gutmüthigen Eindruck machte.

Eine Minute lang schritten sie schweigend neben einander hin, der Weg wurde einsamer. Johanna empfand jedoch an der Seite des jungen Mannes nicht die geringste Furcht.

„Auch Sie kennen Brankow?“ fragte sie endlich.

„Ich kenne ihn,“ erwiderte Wenzel erregt, „ich



würde jedoch viel darum geben, wenn ich seinen Namen nie gehört hätte! Sein Charakter ist nicht nur leichtsinnig, sondern schlecht; was kümmert es ihn, ob er das Glück eines ganzen Menschenlebens vernichtet!“

„Beurtheilen Sie ihn nicht vielleicht doch zu hart?“ warf Johanna ein. „Ich halte seinen Charakter nur für schwach.“

„Er ist schlecht,“ wiederholte Wenzel, und seine Worte klangen erbittert und erregt. „Meine harten Worte scheinen Sie in Erstaunen zu setzen,“ fuhr er beruhigter fort, „und doch habe ich ein Recht dazu. Mein Blut geräth in Wallung, wenn ich ihn nur sehe, ich habe noch eine Genugthuung von ihm zu fordern, und die Zeit wird hoffentlich kommen, in der er sie mir geben muß!“

Wie in Gedanken versunken, blickte er vor sich hin auf den Weg; es schienen in seiner Erinnerung Bilder aufzusteigen, die ihn schmerzlich erregten.

„Was hat er Ihnen gethan?“ fragte Johanna.

Wenzel schwieg, als ob er die Frage nicht gehört habe.

„Ich will es Ihnen erzählen,“ sprach er endlich. „Ich habe selten darüber gesprochen, denn es ist mir jedesmal, als ob mein Herz krampfhaft zusammengepreßt würde, als ob ich sofort forteilen müßte, um den Buben aufzusuchen und zu züchtigen! — Mein



Vater war ein Arbeiter, ein einfacher, aber streng rechtlicher Mann, der sich wissentlich wohl nie ein Unrecht in seinem Leben hat zu Schulden kommen lassen. Er arbeitete in einer Fabrik, empfing einen guten Lohn und war stolz darauf, daß er seine Familie jederzeit vor Noth bewahrt hatte. Meine Mutter starb früh, als ich erst wenige Jahre die Schule verlassen hatte. Ich sehe meinen Vater, der gewöhnlich sehr ernst und strenge war, im Geiste noch an dem Todtenbette meiner Mutter stehen und leidenschaftlich weinen, jedem Trostesworte war er unzugänglich, denn er hatte meine Mutter innig geliebt und sie hatten sehr glücklich gelebt. Neben ihm standen damals ich und meine um mehrere Jahre jüngere Schwester Klara — wir waren die einzigen Kinder meines Vaters. Meine Schwester war ein unschuldiges und sehr hübsches Mädchen, und weil sie meiner Mutter sehr ähnlich sah, so wandte mein Vater ihr seine ganze Liebe zu. Er liebte sie, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann, ob schon er ein einfacher Arbeiter war und ob schon so Manche glauben, in unserer Brust sei nicht Raum für eine tiefere Empfindung. Auch ich liebte meine Schwester sehr. Sie war damals fünfzehn Jahre alt und mußte nun unseren kleinen Haushalt besorgen, und sie that es mit größter Liebe und Sorgfalt, sie wollte den Schmerz meines Vaters um den Verlust unserer Mutter mildern und es gelang ihr auch. Es war



eine stille und friedliche Zeit. Ich arbeitete damals in derselben Fabrik wie mein Vater, und Abends, wenn die Arbeit beendet war, eilten wir so schnell als möglich heim, um zu Klara zu gelangen, die uns regelmäßig mit voller kindlicher Freude empfing. Wir haben sie damals vielleicht Beide verwöhnt, wir boten alles auf, um ihr Freude zu machen, allein wir meinten es gut, wir wollten sie dafür schadlos halten, daß sie den ganzen Tag über allein war und für uns sorgte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß während der ganzen Zeit mein Vater ein einziges Mal des Abends fortgegangen wäre, er fühlte sich behaglich daheim und wollte uns nicht allein lassen.

„So schwanden zwei Jahre und es war eine glückliche Zeit. Da fragte mich eines Abends, als wir von der Arbeit heimkehrten, mein Vater: „weißt Du, was Klara fehlt? Sie ist stiller geworden, ihre Wangen sind bleicher, sie ist oft zerstreut und verwendet auf das Zimmer und die Wirthschaft nicht mehr die Sorgfalt wie früher.“ Ich konnte keine Antwort geben, weil es mir noch nicht aufgefallen war, als ich nun aber meine Schwester beobachtete, nahm ich wahr, daß mein Vater Recht hatte. Das stille und zurückgezogene Leben schien ihr nicht mehr zu gefallen, sie kleidete sich nicht mehr so einfach wie früher und schien zur Führung der Wirthschaft jede Lust verloren zu haben.



„Es währte lange, ehe mein Vater ihr etwas sagte und einen Vorwurf machte, als er aber endlich genöthigt war, dies zu thun, wurde sie sehr unwillig und auffahrend, was sie früher nie gewesen war. Sie sagte offen, daß sie ihre Jugendzeit auch genießen wolle und nicht länger Lust habe, nur für uns zu sorgen. Mein Vater begriff diese Umwandlung, die mit ihr vorgegangen, nicht, allein er grämte sich sehr darüber und kehrte des Abends nicht mehr so heiter heim wie früher.

„Kurze Zeit darauf erfuhren wir, daß ein Offizier — es war der Lieutenant von Brankow, welcher in unserer Nähe wohnte — meine Schwester öfter besuchte, während wir nicht daheim waren. Mein Vater war außer sich, denn sein Herz hing mit voller Liebe an dem Mädchen. Er kam zu mir, noch ehe die Feierabendzeit gekommen war. „Komm mit mir,“ sprach er und ich hörte an seiner Stimme seine innere Erregung. „Ich halte es nicht mehr aus, denn was ich über Klara gehört habe, fährt mir unablässig durch den Kopf hin. Mein Herz ruft: es ist nicht wahr, und doch bin ich besorgt. Ich will Wahrheit haben, will sie selbst fragen und Du sollst dabei sein, damit sie eine doppelte Scheu trägt, die Unwahrheit zu sagen. Sieh, wenn es wahr wäre, was ich gehört habe, wenn sie vergessen haben sollte, daß sie das Kind rechtlicher Eltern ist, daß weder ihrer Mutter



noch mir irgend Jemand ein Unrecht nachsagen kann — dann wäre es am besten für mich, wenn ich bald dahin führe, denn diese Schmach würde ich nicht ertragen!”

„Als wir heimkehrten, überraschten wir meine Schwester bei der Betrachtung des Zeuges zu einem neuen Kleide, sie wollte dasselbe schnell verstecken, allein mein Vater hielt sie zurück.

„Woher hast Du das Zeug?“ fragte er streng.

„Sie erröthete und wurde verlegen. Erst als mein Vater die Frage noch einmal wiederholte, erwiderte sie, daß sie sich dasselbe von Ersparnissen, die sie seit langer Zeit gemacht, gekauft habe.

„Du sprichst die Unwahrheit!“ rief mein Vater. „Der Lieutenant von Brankow hat Dir das Zeug geschenkt!”

„Alara erbleichte, sie versuchte zu leugnen, ihre Bestürzung, daß mein Vater um ihr Geheimniß wisse, konnte sie jedoch nicht verbergen.

„Ich weiß, daß der Lieutenant Dich öfter besucht hat,“ fuhr mein Vater fort. „Schicke ihm das Zeug sofort zurück und schreibe ihm, daß er dies Haus nicht wieder betritt. Schreibe ihm, daß, wenn ich ihn hier träfe, ich ihn wie einen Buben behandeln werde, der mein Heiligthum verlegt!”

„Alara erwiderte kein Wort, sie suchte uns so viel als möglich auszuweichen, ihr Blick verrieth jedoch



nicht, daß sie Reue empfand. Mein Vater verkannte sie, er sprach über diesen Gegenstand kein Wort weiter mit ihr, weil er fest glaubte, sie habe seine Vorwürfe beherzigt. Und er konnte dies glauben, denn sie war immer ein gutes und folgsames Mädchen gewesen, war sie eine Andere geworden, so konnte dies nur durch den nachtheiligen Einfluß eines Dritten geschehen sein.

„Ihr Benehmen wurde in den folgenden Tagen kein anderes und als wir eines Abends von der Arbeit heimkehrten, trafen wir sie in der Wohnung nicht an. Stunde auf Stunde warteten wir auf ihre Heimkehr, endlich, als es schon spät Abends war, brachen wir auf, um sie zu suchen. Die ganze Nacht hindurch wanderten wir durch die Straßen, bei all' ihren Bekannten fragten wir an, ohne sie zu finden. Mein Vater sprach kaum ein Wort, er glaubte, sie habe seine Vorwürfe sich allzu sehr zu Herzen genommen und düstere Gedanken stiegen in ihm auf; wie viel er litt, konnte ich nur daraus abnehmen, daß er mehr als einmal still stand und sich an die Mauer eines Hauses lehnte, und er war ein kräftiger Mann, den die Arbeit gestählt hatte.

„Der Morgen brach herein, ohne daß wir Klara gefunden hatten, sie kehrte auch nicht heim. Nur kurze Zeit hielt mein Vater es in unserer Wohnung aus, dann trieb es ihn auf's Neue hinaus, um die



Verlorene zu suchen; ich begleitete ihn. Fester und fester setzte sich der Gedanke in seinen Kopf, daß sie sich aus Verzweiflung das Leben genommen habe. Es wäre gut gewesen, wenn er sich nicht geirrt hätte; der Schmerz würde ihn wohl niedergeworfen haben, allein er hätte sich wieder aufgerafft und die Zeit würde ihn gemildert haben; es war ihm viel Schlimmeres beschieden.

„Wir fanden Klara nicht; mein Vater wollte die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen und doch schreckte er davor zurück, weil er den Ruf seines Kindes schonen wollte. So schwand dieser Tag; es waren schwere, schwere Stunden, an die ich jetzt noch nicht ohne Erregung denken kann; mein Vater schien in den wenigen Tagen um Jahre gealtert zu sein.

„Wir hatten über Klara nicht das Geringste erfahren. Mein Vater war bei dem Lieutenant von Brankow gewesen, derselbe hatte ihm gesagt, er wisse von Klara nichts und hatte ihm sehr schroff die Thüre gewiesen. Am dritten Tage erfuhren wir durch eine Frau, daß meine Schwester in einer ziemlich entlegenen Straße wohne, sie habe dort ein Zimmer für sich gemiethet.

„Mein Vater fuhr wie vom Blitz getroffen empor. „Bleib hier, ich will zu ihr!“ rief er mir zu und wollte aus dem Hause eilen. Ich mochte ihn jedoch nicht verlassen, weil ich um ihn besorgt war, und er



ließ es schweigend zu, daß ich ihn begleitete, und es war gut, daß ich mit ihm ging, denn mehr als einmal drohte ihn die Kraft zu verlassen.

„Wir langten an der genannten Straße und in dem bezeichneten Hause an. Langsam stiegen wir die Treppe empor und mein Vater stand still, um Kraft zu sammeln. Wir schritten an einem Zimmer vorüber, aus welchem lustiges Lachen und Gläserklingen tönte. Wie wenig paßte dies zu unserer Stimmung. „Geh' schneller,“ sprach mein Vater, dem das Lachen wie ein Hohn in die Ohren klang, allein plötzlich blieb er stehen und lauschte. Er glaubte Alara's Stimme in dem Zimmer vernommen zu haben und auch ich hatte sie gehört. Ich sah ihn heftig erzittern und bat ihn, sich zu fassen, er hörte meine Worte gar nicht. Deutlicher vernahmen wir jetzt Alara's Stimme und schnell entschlossen öffnete er die Thüre. Bestürzt blieb er auf der Schwelle stehen und das Blut wich aus seinen Wangen; Alara saß inmitten mehrerer Officiere und hielt ein Weinglas lustig in der Hand. Das Lachen verstummte sofort. Alara sprang mit dem Rufe: „Mein Vater!“ auf und flüchtete an das Fenster, die Officiere blickten nicht ohne Bestürzung auf den Eingetretenen. Da schritt mein Vater auf die Verlorene zu und erfaßte sie an der Hand, um sie mit sich zu nehmen. Der Lieutenant von Brankow trat ihm entgegen, um ihn zu hindern,



er rief, daß mein Vater in dem Zimmer nichts zu suchen habe, allein mein Vater blickte ihn so drohend und finster an, daß er scheu zurückwich. „Wagen Sie nicht mich zu hindern, mein unglückliches Kind zu holen oder Sie werden erfahren, wozu ein zur Verzweiflung getriebener Vater im Stande ist!“ rief er.

Die Officiere waren sämmtlich aufgesprungen, allein keiner wagte, dem so heftig Erregten entgegen zu treten, und ohne dieselben noch eines Blickes zu würdigen, führte mein Vater meine Schwester aus dem Zimmer und dem Hause. Sie suchte sich von seiner Hand zu befreien, dieselbe hielt jedoch fest, denn durch langjährige Arbeit hatte sie Kraft und Ausdauer bekommen.

Als wir zu Hause angelangt waren, sank mein Vater auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Alara weinte und gestand, daß sie den Lieutenant von Brankow liebe, derselbe habe gesagt, daß er sie heirathen und nie verlassen werde. Vergebens stellte mein Vater ihr vor, daß des Lieutenants Absichten keine ehrlichen und ehrbaren seien; sie glaubte ihm nicht, sie fand nicht einmal etwas dabei, daß derselbe mehrere Freunde mit zu ihr gebracht hatte, sie war vollständig bethört und verblendet. Sie versprach zwar meinem Vater, daß sie von dem Lieutenant lassen und sich bessern werde,



seine Unruhe bewies mir jedoch, daß er ihr wenig Glauben schenkte. Und er hat sich nicht geirrt. Nach einigen Tagen war sie wieder verschwunden und hatte einen Brief zurückgelassen, in dem sie schrieb, daß sie von dem Lieutenant nicht lassen könne, und daß wir sie nicht auffuchen möchten, denn wir würden sie doch nicht finden, sie wolle ihrem Herzen folgen. — Mein Vater hat sie nicht wieder aufgesucht, er wußte, daß sie eine Verlorene war, er hat sie auch nie wieder gesehen, denn kaum ein Jahr später starb er, nachdem er lange Zeit gekränkelt; der Gram um sie hat ihn dahin gerafft — er konnte die Schmach nicht ertragen."

Wenzel schwieg und starrte vor sich hin auf den Weg; was er Schmerzliches durchlebt hatte, schien in voller Frische wieder in ihm aufgewacht zu sein. Das Zittern seiner Stimme hatte es deutlich verrathen.

Auch Johanna war tief erschüttert.

"Haben Sie Ihre unglückliche Schwester nie wieder gesehen?" fragte sie endlich.

"Ich habe sie wieder gesehen. Ohne Wissen meines Vaters suchte ich sie auf, um sie zurück zu holen; ich fand sie, sie weigerte sich jedoch, mir zu folgen — sie war bereits eine Verlorene."

"Der Lieutenant von Brankow hat sie verlassen?" fragte Johanna weiter.



„Nur zu bald. Ich wußte, daß es so kommen werde und doch war ich auf das Heftigste erbittert, als ich es erfuhr. Ich suchte den Lieutenant auf, um von ihm meine Schwester zurück zu verlangen und die schändlich Betrogene an ihm zu rächen, allein er wich mir stets aus, bis ich ruhiger geworden war. Ich hoffe jedoch, daß auch für ihn einst die Stunde der Vergeltung kommen wird.“

Johanna schwieg. Sie dachte daran, daß auch sie diesen Mann geliebt hatte, daß sie durch seine äußeren Vorzüge getäuscht und geblendet war. Unwillkürlich stieg ihr das Blut in die Wangen.

„Lebt Ihre Schwester noch?“ fragte sie.

„Für mich ist sie todt! Sie ist tiefer und tiefer gesunken, nur selten sehe ich sie; wenn ich ihr jedoch auf der Straße begegne, so weiche ich ihr aus, denn ich kann nicht vergessen, wie viel mein Vater durch sie gelitten hat.“

Sie waren in der Stadt wieder angelangt und der Abend war herein gebrochen. Ruhig schritt Wenzel an der Seite des jungen Mädchens dahin. Er wußte selbst kaum, wie er dazu gekommen war, derselben alles Das mitzutheilen, worüber er so selten sprach; es war ihm jedoch gewesen, als ob Johanna keine Fremde für ihn sei, wohnte er doch in demselben Hause mit ihr und hatte doch sein Auge nicht



zum ersten Mal auf ihren hübschen, ernstern und unschuldigen Zügen geruht.

Als sie in dem Hause angelangt waren, reichte er Johanna die Hand dar, und ohne Scheu legte sie ihre Rechte in dieselbe.

„Ich danke Ihnen,“ sprach sie mit leise erregter Stimme. „Sie haben mir heute einen großen Dienst erwiesen!“ Dann eilte sie die Treppe hinauf, ehe der junge Mann ihr antworten konnte.

Wenzel zählte erst fünfundzwanzig Jahre, trotzdem war er bereits Werksführer in einer großen Bau-  
tischlerei. Diese Stellung verdankte er nur seiner Tüchtigkeit, seinem Fleiße und seiner Gewissenhaftigkeit. Er hatte früher jede freie Stunde benutzt, um im Zeichnen und in seinem Berufe sich weiter zu bilden, und sein fähiger Kopf war ihm dabei vor-  
trefflich zu statten gekommen. Sein Principal, ein früherer Zimmermeister Namens Fröbel, der durch die Fabrik sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, schenkte ihm das vollste Vertrauen, und er konnte dies um so eher thun, da Wenzel's Charakter ein streng rechtlicher war, der von den Grundsätzen der Rechtsschaffenheit, welche sein Vater ihm schon als Knaben eingeprägt hatte, unter keinen Verhältnissen abging.

Gegen die unter ihm stehenden Arbeiter war er streng, aber durchaus gerecht, die meisten hatten ihn



gern, und nur wenige blickten mit Neid auf ihn, weil sie ihm die bessere Stellung nicht gönnten und nicht anerkennen mochten, daß er tüchtiger war als sie.

Wenzel hatte das Leben noch wenig kennen gelernt, die trüben Erfahrungen, welche er gemacht, waren schnell an ihm vorübergezogen und hatten keinen bleibenden Eindruck hinterlassen. Noch erkannte er die Wirklichkeit und die Menschen nicht wie sie waren; sein jugendlicher und zur Schwärmerei geneigter Kopf baute stolze Träume der Zukunft auf und flammerte sich an Idealen fest, die er sich selbst geschaffen und die den Verhältnissen oft nur allzuwenig entsprachen.

Hierin lag die Schwäche seines Charakters. Es war leicht, ihn für eine Idee zu gewinnen, die er dann mit schwärmerischer Begeisterung verfolgte, ohne vorher genau und ruhig zu prüfen, ob sie auch richtig sei, er ließ sich mehr durch sein Gefühl als durch seinen Verstand leiten.

Noch hatte ihn ein günstiges Geschick davor bewahrt, daß er in Hände gerathen war, die ihm geistig überlegen waren und seinen leicht erregbaren und thatkräftigen Sinn für ihre Zwecke ausbeuteten, die Gefahr lag für ihn jedoch um so näher, weil er keinen väterlichen Freund besaß, der ihm rathend zur Seite stand.

Als er in seinem Zimmer angelangt war, schritt



er langsam in demselben auf und ab. In ihm zitterte noch die Erregung nach, welche die Erzählung von dem Geschehe seiner Schwester hervorgerufen hatte, er gedachte der Zeit, wo Klara seinem Vater und ihm, wenn sie Abends von der Arbeit heimkehrten, mit freudigem Gesicht entgegengeeilt war. Wie glücklich hatte ihr Auge gelacht, wenn sie ihnen irgend eine Ueberraschung bereitet, wie still und doch wie innerlich zufrieden hatten sie die Abende hingebracht.

Dann wieder glaubte er Johanna's dunkles und ernstes Auge zu sehen, wie es theilnehmend zu ihm aufblickte. Es lag in demselben eine Klarheit und Festigkeit des Willens, die ihm Achtung einflößte und zugleich anzog. Es war ihm ein freudiges Gefühl, daß er im Stande gewesen war, Johanna einen Dienst zu erweisen, und der Gedanke, daß auch sie ohne seine Dazwischenkunft durch die Worte des Lieutenant sich vielleicht hätte bethören lassen, erfüllte ihn mit Unwillen. Konnte Brankow seine Versuche, des Mädchens Herz zu gewinnen, nicht wiederholen? Lag nicht in seiner äußeren Erscheinung, in seiner Uniform viel, was das Herz eines Mädchens zu bestricken im Stande war? Es ärgerte ihn, daß er ihm nicht entschiedener und schroffer entgegen getreten war, und doch hatte er sich nur durch Johanna zurückhalten lassen.

Es wurde an seine Thür gepocht, und ehe er noch



„herein!“ rufen konnte, trat ein Mann von einigen dreißig Jahren ein, den Hut auf dem Kopfe, die linke Hand in der Hosentasche. Es war eine große schlanke Gestalt, auf seinem graubleichen Gesichte hatten sich die Spuren eines ausschweifenden Lebens und unbezähmbarer Leidenschaften stark und tief eingeprägt. Er war Buchhalter in Fröbel's Fabrik und sein Name war Hassel. Hinter ihm lag ein sehr wechselvolles Leben. Er hatte die polytechnische Schule besucht, um sich dem Baufache zu widmen, und durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten hätte er sich eine glänzende Zukunft erringen können; die Unlust zur Arbeit und sein Leichtsinn hatten jedoch nur zu bald das Uebergewicht über ihn gewonnen. Dann war er Kaufmann geworden; das Glück war ihm günstig gewesen, schon hatte er ein eigenes und sehr gutes Geschäft besessen, allein da er fast nur seinem Vergnügen nachgegangen war, hatte er schon nach zwei Jahren sich bankerott erklären müssen.

Schlimme Zeiten waren dann für ihn hereingebrochen. Es war ihm nicht gelungen, eine Stellung zu finden, wohl hatte er einige Agenturen übernommen, denselben jedoch ebenso wenig Fleiß wie seinem früheren Geschäfte gewidmet. Durch seinen Leichtsinn war er immer tiefer gesunken und hatte sogar einen Betrug mit sechs Monaten Gefängniß büßen müssen,



ohne daß sein leichtfertiger Sinn im geringsten dadurch gebessert war.

Endlich hatte er die Stellung als Buchhalter in Fröbel's Fabrik gefunden. Fröbel konnte sich keinen befähigteren Mann wünschen und Hassel schien sich in der That geändert zu haben, denn in einem Zeitraume von zwei Jahren hatte er sich nichts zu Schulden kommen lassen; sein Principal kannte freilich seine Vergangenheit und hielt deshalb fortwährend ein scharfes Auge auf ihn.

Ueber Wenzel's Gesicht glitt ein unwilliger Zug hin, als er den Buchhalter eintreten sah. Derselbe hatte ihm seine Freundschaft fast gewaltsam aufgedrängt und dieselbe war ihm oft auch nicht unangenehm gewesen, weil es kaum einen lustigeren Gesellschafter, als er war, geben konnte, in diesem Augenblicke berührte der Besuch ihn jedoch peinlich.

„Dachte ich es doch, daß Sie still und allein daheim sitzen, als wären Sie bereits der solideste Familienvater!“ rief Hassel, indem er lachend vor Wenzel hintrat. „Ich habe Sie bereits in zwei Restaurationen aufgesucht, was hat Sie nur hierher getrieben?“

„Ich habe einen Spaziergang gemacht und war ermüdet,“ gab Wenzel zur Antwort.

„Ich habe nie begriffen, wie ein Mensch spazieren gehen kann!“ fuhr Hassel fort. „Ich bin nur einige



Male in meinem Leben dazu gezwungen gewesen, weil ich kein Geld, keinen Credit und keine Arbeit hatte und mein Hauswirth noch obendrein, so oft ich heimkehrte, an die längst fällige Miethen mahnte. Das wird zuletzt langweilig, allein das Spazierengehen ist eben so langweilig. Wenn man ermüdet ist, giebt es keine bessere Erholung als beim Glase Bier! Wenzel, Sie sind ein prächtiger Mensch, allein manchmal haben Sie doch sehr thörichte Ideen und es steckt der Anfang zu einem Philister in Ihnen!"

Diese Worte klangen mehr wie Scherz als wie Vorwurf, der junge Mann nahm sie auch als Scherz auf.

"Nun, einmal werden wir es Alle," erwiderte er lächelnd. "Haben Sie nie eine Unlust, in eine Restauration zu gehen, empfunden?"

"Nein, nie!" rief der Buchhalter mit fast feierlichem Ernste. "So sehr bin ich noch nicht verdorben. Wecken Sie mich zu irgend einer Stunde in der Nacht, um mich in eine Weinstube abzuholen, und ich werde stets bereit sein, Ihnen zu folgen. Lieber Freund, ich sehe eine Wohnung überhaupt nur als eine Zufluchtsstätte für diejenige Zeit an, in der die Restaurationen geschlossen sind. Nun kommen Sie, wir wollen heute Abend in das Concert gehen."

"Heute nicht!" erwiderte Wenzel.

"Und weshalb nicht?" fragte Hassel erstaunt.



„Weil ich nicht die geringste Neigung dazu habe.“

„Sie sind ein Thor, Wenzel! Mit der Zeit werden Sie noch der richtige Grillenfänger, das kommt von dem Spazierengehen! Nun seien Sie vernünftig und setzen Sie sich den Hut auf. Die Billets zu dem Concerte habe ich bereits gekauft.“

„Lassen Sie mich heute daheim,“ bat der junge Mann.

„Auf keinen Fall! Wissen Sie, wer mich hieher gesandt hat, um Sie zu holen? Betty. Aber ver-rathen Sie mich nicht, das Mädchen würde mir sonst die heftigsten Vorwürfe machen. Sie hat sich lange auf dies Concert gefreut, und ich hoffe, wir werden sehr lustig sein, denn ich habe auch noch einige Freunde eingeladen. Nun verderben Sie uns den Abend nicht, jetzt kommen Sie!“

Er ergriff Wenzel's Hut, drückte ihm denselben auf den Kopf und zog den jungen Mann fast gewaltsam aus dem Zimmer.

Wenzel hatte nicht den Muth, seinen Willen durchzusetzen, er folgte jedoch sehr ungern, weil er so plötzlich aus den Gedanken, denen er sich vorher hingegen hatte, herausgerissen war. Wenige Stunden früher würde er williger gefolgt sein, denn nicht ungern war er bisher mit Hassel's Schwester, deren Namen derselbe bereits genannt hatte, zusammen getroffen. Jetzt war es ihm wieder, als ob Johanna



ihre dunklen Augen halb theilnehmend und halb traurig auf ihn geheftet habe.

Hassel hatte auf der Straße die Hand in den Arm des jungen Mannes gelegt und zog ihn lustig plaudernd mit sich.

„Sehen Sie, das Leben hat nicht den geringsten Werth, wenn man es nicht genießt!“ sprach er. „Alle Diejenigen, welche es ernst auffassen, sind Thoren. Sie mühen und quälen sich, sie arbeiten und denken stets nur an die Zukunft. Wenn sie Familie besitzen, haben Sie nur den einen Gedanken, für sie zu sorgen, sie werden grau unter Arbeit und Sorgen und wenn sie endlich sterben — was haben sie vom Leben gehabt? Was nehmen sie mit?“

„Das Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben,“ gab Wenzel ernst zur Antwort.

„Haha! Sie sind ein Schwärmer!“ fuhr der Buchhalter fort. „Wer sagt Ihnen denn, daß die Pflicht darin besteht? Es ist eine Einbildung und für sie wollen Sie die schönsten Freuden des Lebens hingeben?“

„Und wenn ich mich nun dadurch befriedigt fühle?“ warf Wenzel ein.

„Dann irren Sie, weil Sie es nicht anders kennen gelernt haben. Diejenigen, welche in ein Kloster gehen, um ihr ganzes Leben zu vertrauern, bilden sich vielleicht auch ein, befriedigt zu sein und doch sind sie



entweder große Thoren oder krank. Und wem leisten sie einen Dienst dadurch? Den Menschen nicht und sich selbst am wenigsten. Mein Wahlspruch ist: Lustig gelebt und lustig gestorben!"

Sie waren in dem Hause, in welchem das Concert stattfand, angelangt. Als sie in den Saal traten, als ihnen die rauschenden Klänge der Musik und die von Cigarrendampf erfüllte heiße Luft entgegen drangen, blieb Wenzel unwillkürlich auf der Schwelle stehen; nie hatte er einen solchen Widerwillen, sich unter die dicht gedrängt an Tischen sitzenden Menschen zu begeben, empfunden.

Auch Hassel war stehen geblieben, aber nur, um den Saal suchend zu durchblicken.

„Kommen Sie, dort sitzen sie," sprach er dann und schritt schnell voran.

Wenzel folgte ihm. Wohl war der Gedanke in ihm aufgestiegen, umzukehren, er hatte denselben jedoch sofort wieder aufgegeben, um kein Aufsehen zu erregen.

An dem Tische, auf welchen der Buchhalter zuschritt, saßen zwei Herren und ein junges Mädchen, seine Schwester.

„Hier habe ich ihn!" rief er lachend. „Er war richtig in seiner Wohnung und es hat Mühe gekostet, ihn hierher zu bringen."

Eine leichte, verlegene Röthe glitt über Wenzel's Gesicht hin.



Betty rückte einen Stuhl an ihre Seite und forderte ihn auf, sich niederzulassen.

Sie mochte einige zwanzig Jahre zählen. Ihre Züge waren hübsch und lebhaft, um den fein geschnittenen Mund glitt ein freundliches Lächeln, aus ihren blauen Augen leuchtete oft ein übermüthiger herausfordernder Blick, so schüchtern sie dieselben auch zu senken verstand. Unter ihrem großen Hut, dessen grauen Schleier sie zurückgeschlagen hatte, quoll reiches und blondlockiges Haar hervor, ihre Toilette war reich, aber nicht auffallend. In der kleinen und weißen Rechten hielt sie einen Fächer, den sie spielend auf und zu schlug.

„Sie wollten also nicht kommen?“ sprach sie mit weicher Stimme, und nur halb, wie verstohlen schlug sie die Augen auf.

„Ich hatte das Verlangen allein zu sein, ohnehin war ich durch einen Spaziergang ermüdet,“ gab Wenzel zur Antwort.

„Dann werden Sie meinem Bruder zürnen, daß er Sie mit hierher gebracht hat,“ fuhr Betty fort. „Ich kenne auch solche Stunden, sie treten gewöhnlich durch eine innere Verstimmung ein, es giebt aber kein besseres Mittel, diese zu vertreiben, als eine lustige Gesellschaft und ich hoffe, wir werden heute sehr lustig sein. Nun Sie einmal in unserer Mitte sind, dürfen



Sie sich von der Heiterkeit nicht ausschließen, mich stimmen stets schon die Klänge der Musik lustig."

Hassel hatte Punsch bringen lassen und hielt sein gefülltes Glas Wenzel entgegen.

"Heute sind Sie mein Gast!" rief er. "Wir wollen diesen Abend feiern, denn ich habe einen besonderen Grund, heute fröhlich zu sein. Stoßen Sie an, jede Stunde, die man heiter verbringt, ist eine glückliche!"

Fast willenlos stieß Wenzel an.

"Und Sie fragen nicht einmal, welchen Grund mein Bruder hat, heute so ausgelassen zu sein?" warf Betty ein.

"Ich bin nicht neugierig," erwiderte Wenzel lächelnd.

"Haha! Vortrefflich! Merken Sie denn nicht, daß meine Schwester Sie veranlassen will, mich zu fragen!" rief der Buchhalter laut lachend. "Bester Freund, heute ist Betty zwanzig Jahre alt geworden, wir feiern ihren Geburtstag, und Sie tragen nicht einmal Verlangen, dies zu erfahren! Vortrefflich!"

Eine leichte Röthe bedeckte Wenzel's Wangen.

Das junge Mädchen schlug kokett ihren Bruder mit dem Fächer auf die Finger.

"Ich hatte Dich gebeten, es nicht zu verrathen!" sprach sie und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an,



als ob sie schmolle. „Was kann es Herrn Wenzel interessiren, ob heute mein Geburtstag ist oder nicht.“

Wenzel blieb bei dieser indirekten Aufforderung nichts Anderes übrig, als das Gegentheil zu versichern und auf das Wohl des jungen Mähdchens anzustoßen.

„Wer es ehrlich meint, leert sein Glas!“ rief Hassel, und er hielt das seinige verkehrt empor, zum Zeichen, daß er auch nicht einen Tropfen darin gelassen habe.

War es die Hitze im Saale, das Rauschen der Musik oder der starke Punsch, welcher Wenzel Schweißperlen auf die Stirne trieb? Er trocknete sie. Er fühlte, daß sein Blut in Wallung gerathen war und gab sich Mühe, es zu verbergen. Unwillkürlich verglich er das an seiner Seite sitzende Mädchen mit Johanna, deren ruhigen, ernsten Blick er nicht vergessen konnte, der auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Und doch war auch Betty hübsch. Wie ihr schelmisches, kokettes Lächeln fesselte, wie langsam sie die Augenlieder emporschlug und wie ihre Augen dann leuchteten und glühten, als wollten sie bis in das Tiefste der Seele hinabdringen.

Er strich mit der Hand über die Stirn hin, es war ihm, als ob er von einem Traume umfassen wäre.

Hassel hatte auf's Neue die Gläser füllen lassen.

„Sie haben wohl nicht geglaubt, daß ich schon so alt bin?“ fragte Betty und ihr Auge ruhte auf ihm



mit einem Ausdrücke, der sich so schwer schildern läßt, halb schüchtern und halb herausfordernd.

„Sind denn zwanzig Jahre ein Alter, das zu verbergen Sie nöthig hätten!“ entgegnete Wenzel. „Welchen Werth haben die Jahre überhaupt? Man kann noch jung sein und wenn man fünfzig zählt!“

„Nicht als Frau!“ warf Betty ein. „Was bleibt uns, wenn uns die Jugend genommen ist? Dann schreitet das Leben an uns vorüber, als ob wir gar nicht vorhanden wären. Sie als Mann werden mich nicht begreifen, und doch spreche ich die Wahrheit. Lassen Sie uns auf die Jugend anstoßen, auch Sie sind ja noch jung, und die Jugend allein ist im Stande, das Leben ohne jede Trübung zu genießen!“

Sie hielt Wenzel das Glas entgegen und er stieß an und leerte es zur Hälfte. Es lag in dem Blicke dieses Mädchens, in seiner leisen, weichen Stimme etwas Berauschendes. Wie fest und doch graziös sie das Glas emporhob, wie hell ihr Lachen klang. Wenn sie den Kopf hinten über bog und lachte, leuchtete der Geist einer Bacchantin aus ihren Augen! Wie übermüthig sie die blonden Locken schüttelte!

Hassel ließ immer neuen Punsch bringen. Wenzel, vor dessen Augen die Menschen in dem Saale bereits zu einer unabsehbaren Menge verschwammen, in dessen Ohren die Musik wie ferne, ferne Klänge ertönte, weigerte sich, noch mehr zu trinken.



Hassel lachte ihn aus.

Betty legte ihre kleine weiße Hand auf seinen Arm und sprach: „Wollen sie die Freude meines Geburtstages stören?“

Mit halb gebeugtem Kopfe und kokett aufgeschlagenen Augen blickte sie ihn an. Es lag in diesen blauen Augen ein Zauber, dem er nicht widerstehen konnte. Er erfaßte ihre Hand und hielt sie fest.

„Nein, ich will sie nicht stören!“ rief er, das Glas zur Hälfte auf ihr Wohl leerend.

Betty erwiderte den Druck seiner Rechten und ließ ihm ihre Hand. Ja, Hassel hat Recht, ein Thor, der das Leben nicht genießt, die heiter verlebte Stunde ist auch eine glückliche! Thoren sind die Menschen, die nur den Ernst des Lebens erfassen!

Der Handdruck des jungen Mädchens durchzuckte ihn wie ein elektrischer Funken, der Rest seiner Besinnung war dahin.

„Wir wollen Ihren Geburtstag feiern!“ rief er lachend und rief einen Kellner herbei, dem er zuflüsterte, Champagner zu bringen.

Mit lautem „Hurrah“ begrüßte Hassel den Sekt, als er auf den Tisch gestellt wurde. Jetzt kam für ihn die Stimmung, in der nur der Augenblick für ihn Werth hatte. Die Erinnerung an so manche heiter verlebte Stunde tauchte in ihm auf. Mit geübter Hand löste er den Kork und ließ ihn knallen,



gewandt schenkte er ein und, als der verführerische Wein in dem Glase perlte, da glitt über seine grau-bleichen Wangen ein Hauch der Röthe hin und seine Augen leuchteten.

„Wenzel, wem gilt das erste Glas?“ rief er, das Kelchglas emporhebend.

Der Genannte schwieg einen Augenblick. War es nicht, als ob Johanna's dunkle, ernste und ruhige Augen dort hinter der Säule emportauchten? Thorheit! Zu den Klängen der Musik, welche „An der schönen blauen Donau“ spielte, paßten keine ernstesten Augen.

„Es kann nur Einer gelten!“ rief er und hielt sein Glas Betty entgegen.

Einmal aufgerüttelt und herausgerissen aus der gewohnten und ernstesten Bahn des Lebens gab es für ihn keine Schranke mehr. Er wollte lustig sein und das Leben genießen, als ob dies von jeher sein einziger Grundsatz gewesen wäre. Und was konnte es ihm mehr bieten, als es ihm jetzt gab? An seiner Seite ein junges und schönes Mädchen, dessen Augen wie verloren und versenkt in den seinigen ruhten, in der Rechten das mit Sekt gefüllte Glas und die Musik tönte und rauschte, als ob sie Das, was er in diesem Augenblick empfand, verherrlichen wollte.

Er bestellte neuen Champagner, da Hassel's im Einschenken so gewandte Hand die Flasche bald ge-



leert hatte; er würde ihn bestellt haben und wenn er die Flasche mit 50 Thalern hätte bezahlen müssen. Die Wirklichkeit verschwamm immer mehr für ihn zu einem Traumbilde; Betty's Hand hielt er fest in der seinigen, halb wie ermüdet und halb wie selbstvergessen lehnte sie den Kopf an seine Schulter. Was konnte das Leben mehr bieten? Noch einmal ergriff er sein Glas.

„Auf das, was wir lieben!“ rief er und schon sah er nicht deutlich mehr, mit wem er anstieß, Alle schienen ihm blaue Augen, blonde Locken und kleine, weiche Hände zu haben.

Die Gläser klappten tonlos an einander, er sank zurück auf seinen Stuhl und empfand nur das Eine, daß er Betty's Hand in der seinigen hielt. Alles Andere verschwamm für ihn in ein Chaos. Er hörte die Musik, ohne zu wissen, was sie spielte, er sah die Menschen, die an den Nebentischen saßen, ohne Bewußtsein, daß es Menschen waren. Er schlief nicht, aber er befand sich in einem Zustande seligen Traumes.

Als er endlich erwachte, war die Musik verklungen, der Saal hatte sich fast geleert und vor sich sah er nur den graubleichen Buchhalter, welcher eine Flasche in der Hand hielt und einschenkte. Er raffte alle seine Kräfte zusammen und verlangte heimzukehren.

„Bleiben Sie noch!“ bat Betty.



Erst jetzt wurde er gewahr, daß er ihre Hand noch immer in der seinigen hielt.

„Nein, nein!“ rief er aufspringend, sank aber in demselben Augenblicke halb bewußtlos zurück. Nur das Eine wußte er noch, daß er dem herantretenden Kellner seine Börse gab und daß Hassel ihm dieselbe aus der Hand nahm, um zu bezahlen.

Als er am andern Morgen erwachte, war es bereits spät; erschreckt fuhr er empor, allein sein Kopf sank schwer und dumpf zurück. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand über die Stirn hin, als könne er dadurch das, was dort so drückend lag, verscheuchen. Erst jetzt stieg die Erinnerung an den Abend zuvor in ihm auf und das Gefühl der Beschämung überkam ihn.

Mit Gewalt raffte er sich zusammen und stand auf; er wollte in das Geschäft eilen, nur zu bald fühlte er jedoch, daß ihm die Kraft fehlte, denn er war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Nur dunkel erinnerte er sich noch des Abends zuvor, wie ungern er dem Buchhalter gefolgt war, mit welchem Widerwillen er anfangs den Punsch getrunken hatte und wie ihm derselbe schnell zu Kopf gestiegen war.

Von seiner Heimkehr wußte er nur das Eine noch, daß Hassel ihn geführt und Betty an der anderen Seite ihre Hand in seinen Arm gelegt hatte. Er



glaubte noch des Buchhalters lautes Lachen zu hören, konnte sich jedoch auf keines seiner Worte besinnen.

Er ließ sich am Fenster nieder und stützte den schmerzenden Kopf auf die Hand. Es war ihm unbegreiflich, wie er zu dem Rausche gekommen war, denn selbst bei der leichten Erregbarkeit seines Blutes hatte er sich doch Mäßigkeit im Trinken zum festen Grundsatz gemacht. Mit Unwillen dachte er daran, daß er sich durch den Augenblick hatte hinreißen lassen und Betty's Hand in der seinigen gehalten. Die blauen Augen des Mädchens tauchten vor ihm auf, sie waren hübsch und doch empfand er in diesem Augenblick Widerwillen dagegen, denn der glühende und herausfordernde Blick derselben stieß ihn ab.

Hatte Betty nicht inmitten der zahlreichen Menschen wie eine Bacchantin das volle Glas emporgehalten und ihm zugetrunken? Hatte sie nicht ihren Kopf an seine Schulter gelehnt? Es war kaum anders möglich, als daß die Augen Neugieriger auf ihnen geruht hatten und daß sie zum Gegenstande des Spottes geworden waren. Wohl dachte er daran, daß auch Betty durch den Punsch berauscht gewesen sei; durfte aber ein junges Mädchen an einem öffentlichen Orte sich so weit vergessen?

Unwillkürlich drängte sich ihm die Frage auf: Wie würde Johanna sich benommen haben? Würde



sie sich auch nur einen flüchtigen Augenblick lang vergessen haben?

Unwillig über sich selbst, über seine Schwäche, daß er dem Buchhalter gegen seinen Willen gefolgt war, sprang er auf. Es giebt kein demüthigenderes Gefühl, als das der Selbstbeschämung, und er war sich bewußt, sich am Abend zuvor vollständig vergessen zu haben. Es war ihm gleichgiltig, was Betty von ihm dachte, denn sie hatte ihn zum Trinken verleitet, sie hatte ihre Hand ruhig in der seinigen gelassen, als er bereits nicht mehr wußte, was er that. Ihr Blick hatte ihn ermutigt und immer mehr beirauscht, und doch wäre sie im Stande gewesen, ihn mit einem einzigen ernstesten Worte zurückzuweisen. Weshalb hatte sie dies nicht gethan? Welche Meinung mußten aber die von ihm gewonnen haben, welche in der Nähe gesessen und ihn beobachtet hatten?

Unendlich langsam schwand der Morgen dahin.

Um die Mittagszeit trat Hassel bei ihm ein, ohne anzupochen und mit dem Hute auf dem Kopfe. „Haha! Ich wußte sofort, was Ihnen fehlte, als Sie heute Morgen nicht in der Fabrik erschienen!“ rief er lachend. „Auch mir war der Kopf etwas schwer, und ich glaube, der Punsch war nicht gut. Jetzt ist alles bei mir vorüber, Sie sehen jedoch noch nicht so aus, als ob Sie sogleich wieder Lust hätten, ein Glas Punsch zu trinken. Sie können verteuft wenig



vertragen — das kommt von Ihrem Spazierengehen! Haha! Man lernt jedoch alles im Leben, und Sie werden auch dahin kommen, daß Sie etwas mehr vertragen können.“

„Mich verlangt nicht darnach,“ entgegnete Wenzel kurz, denn er war nicht im Stande, seinen Unwillen zu verbergen. „Ich glaube auch nicht, daß ich je wieder in eine solche Lage kommen werde, denn meine Erfahrung ist um ein gutes Stück bereichert.“

„Haha! Bester Freund, Sie fassen alles viel zu ernst auf!“ rief der Buchhalter lachend. „Was schadet es denn, daß Sie ein Glas mehr getrunken haben, als Sie vertragen können. So lange Einen der Kopf schmerzt, nimmt man sich freilich vor, sich nie wieder in eine solche Lage zu begeben; in einigen Stunden werden aber auch Sie schon wieder anders denken. Uebrigens läßt Betty Sie freundlichst grüßen.“

Wenzel hörte die letzten Worte kaum.

„Wie ich jetzt denke, werde ich auch später denken,“ erwiderte er ernst.

„Thorheit, Thorheit!“ unterbrach ihn Hassel. In diesen Sachen habe ich mehr Erfahrung als Sie. Sie sind jetzt schlecht gelaunt, weil Ihr Kopf noch schwer ist; ich werde deshalb heute Abend wieder kommen, um das Nähere mit Ihnen zu besprechen.“

Er zündete sich eine Cigarre an und wollte das Zimmer verlassen.



„Was wollen Sie mit mir besprechen?“ fragte Wenzel, indem er ihn zurückhielt.

„Haben Sie denn Alles vergessen? Köstlich, köstlich!“ rief Hassel lachend. „Hören Sie — hören Sie, das darf ich meiner Schwester wahrhaftig nicht erzählen!“

Wenzel blickte ihn mit wachsendem Erstaunen an.

„Was soll ich vergessen haben?“ fragte er.

„Daß Sie sich gestern Abend verlobt haben!“

„Ich?“

„Natürlich Sie!“

Das Blut wich noch mehr aus Wenzel's bereits bleichen Wangen.

„Mit wem?“

„Es wird immer köstlicher!“ rief der Buchhalter lachend. „Sie scheinen wahrhaftig ganz vergessen zu haben, daß Sie meiner Schwester Ihre Liebe gestanden und sich mit ihr verlobt haben! Dies ist prächtig!“

Unwillkürlich war Wenzel erschreckt einen Schritt zurückgetreten, sein Auge ruhte starr und fragend auf dem Buchhalter; er strengte seinen Kopf an, um sein Gedächtniß aufzufrischen. Es konnte nicht sein.

„Lassen Sie den Scherz, ich bin heute Morgen am wenigsten dazu aufgelegt,“ sprach er dann.

Jetzt schien der Buchhalter zu erstaunen.

„Ich scherze nicht,“ erwiderte er. „Sollten Sie



wirklich vergessen haben, was Sie meiner Schwester gesagt haben? Ich kann es und will es nicht glauben, denn so sehr waren Sie nicht berauscht; nehmen Sie Ihr Gedächtniß zu Hilfe.“

Der Ernst des Buchhalters machte Wenzel noch bestürzter. Er konnte den Gedanken nicht fassen, sich mit Der verlobt zu haben, gegen die er jetzt sogar einen Widerwillen empfand, die er nicht einmal zu achten vermochte. Und konnte er sich nicht dennoch im Rausche zu unüberlegten Worten haben hinreißen lassen? Hatte er doch des Mädchens Hand lange und fest in der seinigen gehalten! Nein, es konnte nicht sein! So viel Besinnung mußte er gehabt haben, daß er die Gelegenheit und den Ort nicht zu einem Augenblick benutzt hatte, der ihm stets als der heiligste im ganzen Menschenleben erschienen war.

„Es ist dennoch nicht wahr — es kann nicht wahr sein!“ rief er.

„Wenzel,“ unterbrach ihn Hassel unwillig. „Trauen Sie mir eine Unwahrheit zu oder glauben Sie, daß meine Schwester sich Ihnen aufdrängen will? Fragen Sie meine Freunde, die mit an unserem Tische saßen, auch sie haben es gehört, und der Eine derselben ist sogar erbittert auf Sie, weil er selbst die Hoffnung hegte, das Herz meiner Schwester zu gewinnen.“

Immer mehr steigerte sich die Angst des jungen Mannes, der Kopf schmerzte ihn so heftig, daß er



ihn mit beiden Händen hätte zusammenpressen mögen. Durfte er noch zweifeln, da Hassel sogar seine Freunde als Zeugen anführte? Ihm schwindelte und er mußte sich mit der Rechten auf den Tisch stützen, um sich aufrecht zu erhalten.

„Wo — wo soll ich Ihrer Schwester gesagt haben, daß ich sie liebe?“ fragte er, die Worte mit Mühe hervorbringend.

„Es ist mir unbegreiflich, daß Sie dies ganz vergessen haben!“ entgegnete der Buchhalter. „In dem Saale haben Sie es gesagt, als Sie neben ihr saßen!“

„Nein — nein!“ rief Wenzel. „Ich habe es ihr nicht gesagt — sie muß meine Worte falsch verstanden oder falsch gedeutet haben! . . . .“

„Halt! nicht weiter!“ rief Hassel, ihn unterbrechend, „Ihre Worte klingen wie eine Beleidigung gegen meine Schwester und dagegen werde ich sie schützen! Meine Schwester konnte Ihre Worte nicht anders auffassen als Sie dieselben gesagt haben, denn ich selbst und meine Freunde haben dieselben gehört und ich will Ihnen offen gestehen, es verletzte mich sogar, daß Sie den Ort und unsere Gegenwart zum Geständniß Ihrer Liebe wählten. Ich will Ihnen wiederholen, was Sie gesagt haben. Sie gestanden meiner Schwester, daß Sie sie liebten, und als Betty Sie bat, an dem Orte zu schweigen, weil sogar die zunächst Sitzenden Ihre Worte hören konnten, da erfaßten Sie ihre Hand



und riefen, daß Sie diese Hand nicht wieder lassen wollten, daß Betty sie Ihnen geben möge für immer. Immer flehender drangen Sie in meine Schwester, und als sie Ihnen endlich mit leisem „Ja“ antwortete, da sah ich, wie Ihr Auge freudig aufleuchtete und Sie Betty's Hand fest und innig drückten.“

Auf Wenzel's Stirne standen große Schweißperlen.

„Nein, es kann — es kann nicht sein!“ rief er.

Die Brauen des Buchhalters zogen sich zusammen.

„Erinnern Sie sich nicht, daß Sie Betty's Hand in der Ihrigen hielten?“ fragte er.

„Ja,“ gab Wenzel zur Antwort.

„Und daß sie ihre Hand in Ihren Arm gelegt hat, als ich Sie heim brachte?“

„Auch das.“

„Und Sie wollen jetzt noch zweifeln! Glauben Sie, daß meine Schwester dies je gestattet haben würde, wenn sie Sie nicht als ihren Verlobten angesehen hätte? Betty würde unglücklich sein, wenn sie erführe, daß Sie heute nicht mehr wissen, was Sie ihr gestern gesagt haben, denn sie liebt Sie und hat mir die innigsten Grüße an Sie aufgetragen!“

Wenzel stand wie vernichtet da, vor seinen Augen flimmerte und tanzte alles. Er sollte ein Mädchen als seine Verlobte ansehen, das er nicht liebte, das er nicht einmal achtete.

„Betty ist ein gutes Mädchen und hat ein weiches



Herz," fuhr Hassel fort. „Wenn ich irgend einem Menschen gönne, daß er glücklich wird, so gönne ich es ihr. Und auch Sie werden glücklich werden, Wenzel, denn Sie werden nie ein Herz finden, das Sie inniger liebt und treuer an Ihnen hängt, das jedes Opfer für Sie zu bringen im Stande ist und nur den einen Wunsch hegt, Sie glücklich zu machen.“

Wenzel raffte in der verzweiflungsvollen Stimmung, in der er sich befand, endlich alle seine Kräfte zusammen.

„Nein, es kann nicht sein!“ rief er. „Ich weiß von dem allen nichts. Ich habe die Worte ohne Bewußtsein gesprochen, sie können mich nicht binden, denn — denn ich liebe Ihre Schwester nicht!“

Hassel richtete seine lange Gestalt gerade empor, seine halbgeschlossenen Augen blickten drohend, gehässig.

„Herr Wenzel,“ sprach er mit langsamen, scharfbetonten Worten, „Sie haben sich in Gegenwart mehrerer Zeugen mit meiner Schwester verlobt, Sie sind gebunden und werden wissen, was Sie als Mann von Ehre zu thun haben!“

Er verließ schnell das Zimmer.

Wie ein Träumender blickte Wenzel ihm nach, die Worte: „Was Sie als Mann von Ehre zu thun haben,“ klangen ihm schwer wie ein Todesurtheil, wie ein Verzicht auf das ganze Lebensglück im Ohre



wieder. Dann sank er auf einen Stuhl und preßte beide Hände vor die glühende Stirne.

Lange Zeit saß er so regungslos da, endlich sprang er erregt auf, denn neue Zweifel waren in ihm aufgekeimt. Konnte er den Worten des Buchhalters trauen? Seine Vergangenheit, sein Charakter und seine Grundsätze bewiesen, daß er vor einer Unwahrheit nicht zurückschreckte. Daß er eine Verbindung seiner Schwester mit ihm wünschte, hatte er durch mehr als ein Zeichen verrathen, da er jede Gelegenheit benutzte, um sie zusammen zu führen, und seinem Charakter war es zuzutrauen, daß er zu einem solchen Mittel griff, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Er strengte sein Gedächtniß an und mehr und mehr tauchten die Einzelheiten des Abends zuvor in demselben auf. Er erinnerte sich, wie er Betty's Hand erfaßt, als sie dieselben auf seinen Arm gelegt, er erinnerte sich auch, wie das Mädchen ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, wie er Champagner bestellt, und sie das schäumende Kelchglas lachend empor gehoben. Und das, wovon sein ganzes Lebensglück abhing, sollte er vergessen haben? Es sollte seinem Gedächtniß so gänzlich entschwunden sein, daß nicht die leiseste Erinnerung mehr in ihm auftauchte? Dies war nicht möglich! Der Buchhalter hatte zu sicher auf seinem Rausch gebaut.

Hätte er ohne Einverständnis mit Betty sagen



können, daß er sich mit ihr verlobt habe? Dies war nicht denkbar, und doch vermochte er nicht zu glauben, daß das Mädchen zu einer solchen Intrigue seine Zustimmung gegeben habe. Dann dachte er wieder daran, wie freundlich Betty ihm entgegengekommen war, wie sie Alles aufgeboten hatte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Er wußte zuletzt selbst nicht mehr, was er glauben, und was er bezweifeln sollte; er wollte Wahrheit haben, wo sollte er dieselbe suchen? Wohl dachte er daran, Hassel's Freunde aufzusuchen und sie zu fragen, und doch gab er auch diesen Gedanken wieder auf, denn konnten nicht auch sie von dem Buchhalter gewonnen sein?

Endlich beschloß er, Betty selbst zu fragen, aus ihrem Munde wollte er die Wahrheit hören, aus ihren Augen dieselbe lesen; sie konnte nicht so schlecht sein und ihn täuschen. Und wenn er wirklich im Rausche ihr seine Liebe gestanden hatte, dann wollte er ihr sagen, daß sein Mund etwas gesprochen habe, wovon sein Herz nichts wisse. Er wollte ihr offen und ehrlich sagen, daß er sie nicht liebe. Konnte sie dann noch wünschen, die Seinige zu werden, konnte sie ihn dann noch durch ein im Rausche gesprochenes Wort für gebunden halten?

Der Abend brach bald herein und er kleidete sich schnell an, um zu ihr zu eilen, ehe ihr Bruder, bei



dem sie wohnte, heimkehrte. Es war ihm unruhig und bange zu Muth. Was sollte er beginnen, wenn Betty die Erfüllung seines Wortes verlangte? Er verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab, auf der es bereits dämmerte.

Eine Frauengestalt begegnete ihm, es war Johanna. Mit halb abgewandtem Gesichte wollte sie an ihm vorüber eilen, er erkannte jedoch, daß ihre Augen von Thränen geröthet waren und blieb stehen.

„Sie haben geweint, was fehlt Ihnen?“ fragte er.

Johanna schwieg und wollte weiter eilen.

„Haben Sie so wenig Zutrauen zu mir?“ fuhr Wenzel fort und seine Worte klangen wie ein Vorwurf.

Johanna blickte mit feuchtem Auge zu ihm auf, als wollte sie ihm sagen, daß sie nicht aus Mangel an Vertrauen geschwiegen habe.

„Meine Mutter ist plötzlich heftig erkrankt,“ erwiderte sie, „ich bin fortgeeilt, um einen Arzt zu holen, und habe keinen gefunden. Sie Alle schützen vor, verhindert zu sein, weil — weil wir arm sind.“

Gegen ihren Willen waren die letzten Worte ihren Lippen entschlüpft.

„Sie haben keinen Arzt gefunden?“ wiederholt Wenzel.

Berneinend schüttelte Johanna mit dem Kopfe.

„Meine Mutter liegt allein und hilflos da, ich muß zu ihr eilen!“ rief Johanna. „Ich würde Alles



in Geduld ertragen haben, dies — dies übersteigt meine Kräfte!"

Sich gewaltsam zusammenraffend; eilte sie die Treppe empor.

"Ich werde Ihnen einen Arzt bringen!" rief Wenzel ihr nach und verließ schnell das Haus.

Er dachte nicht mehr an Betty und an Das, was ihn zuvor so sehr erregt hatte, er sah nur Johanna's dunkles und thränenfeuchtes Auge. Welche Tiefe und Innigkeit des Gemüths sprach aus demselben, wie offen und doch wie weiblich schüchtern hatte sie zu ihm aufgeblickt. Weil sie arm war, deshalb hatte kein Arzt zu ihrer Mutter kommen wollen. Erbitterung erfaßte ihn und doch schwand dieselbe sofort wieder, als er daran dachte, daß er hier helfen konnte, denn von seinem Gehalt hatte er gespart und für Niemand würde er das ersparte Geld lieber hingegen haben, als für dieses Mädchen.

Wenzel eilte in sein Zimmer zurück, um Geld zu holen, und kaum eine Viertelstunde später stieg er wieder mit einem Arzte die Treppe empor, glücklich, weil er Hilfe brachte.

Er trat mit dem Arzte in Johanna's Zimmer. Wie ärmlich und doch wie sauber sah es in der kleinen Stube aus. Aus der anstoßenden Kammer tönte heftiges Schluchzen, und als sie in den Raum ein-



traten, sahen sie Johanna vor dem Bett ihrer Mutter knien, das Gesicht auf die Hand der Kranken gepreßt.

Als sie die Eingetretenen erblickte, leuchtete es in ihren Augen auf und aus dem Blicke, den sie auf Wenzel richtete, sprach ein innigerer Dank, als irgend ein Mund auszudrücken vermochte.

Der Arzt untersuchte die Kranke. Johanna's Auge ruhte angstvoll auf seinem Gesicht, als wolle sie dort im Voraus lesen, ob sie noch hoffen dürfe. Die Züge des Arztes verriethen ihr nichts, sie waren ruhig, ernst, nur ein leises Zucken mit der Schulter, als er sich von der Kranken emporrichtete, sagte ihr, wie wenig Hoffnung er selbst hegte. Ihre Rechte erfaßte krampfhaft fest die Lehne eines Stuhles, um ihren verzweiflungsvollen Schmerz zurück zu drängen.

Der Arzt zeichnete ein Recept auf.

„Dies lassen Sie in der Apotheke machen,“ sprach er. „Vor Allem aber thut der Kranken die größte Ruhe, die sorgsamste Pflege und die kräftigste Nahrung noth, denn ihre Kräfte sind sehr herabgekommen und ihnen muß vor Allem wieder aufgeholfen werden. Geben Sie ihr kräftige Bouillon, Braten, am besten Wild und mehrere Male täglich etwas guten und alten Wein. Dies wird ihr mehr nützen als alle Medicin, denn es wird ihre Kräfte wieder heben.“

Wenzel hatte Johanna beobachtet. In ihr schien wieder Hoffnung aufzukeimen, als der Arzt von Ruhe



und sorgsamer Pflege sprach, denn beides konnte sie ihrer Mutter gewähren; als er aber die kräftige Nahrung: Bouillon, Braten und Wein erwähnte, schien ihr Muth mit einem Male wieder gesunken zu sein, das Blut war aus ihren Wangen gewichen, ihr Auge ruhte starr und angstvoll auf dem Arzte.

Wenzel errieth, daß sie nicht im Stande war, dies ihrer Mutter zu gewähren. Sie öffnete die Lippen, um zu versichern, daß sie Alles befolgen werde, allein sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Mit schwankenden Schritten geleitete sie den Arzt aus der Kammer, und als derselbe die Wohnung verlassen hatte, preßte sie im verzweiflungsvollen Schmerze die Hände vor das Gesicht. Sie hatte nicht gesehen, daß Wenzel zurückgeblieben war.

Als derselbe zu ihr trat und beruhigend zu ihr sprach, zuckte sie erschreckt zusammen und doch zog ein Hauch der Beruhigung in sie ein, als sie in sein theilnehmendes Gesicht blickte.

„Ich will die Medicin für Ihre Mutter besorgen,“ sprach er.

Schweigend nickte Johanna mit dem Kopfe, denn sie hatte Niemand, den sie darum bitten konnte.

„Und nun gestatten Sie mir noch eine Bitte,“ fuhr Wenzel fort. „Ihre Mutter soll gute und kräftige Nahrung genießen, aus Ihren Augen habe ich gelesen,



daß Sie nicht im Stande sind, ihr dies zu bieten nehmen Sie dies von mir an."

Er reichte ihr ein Couvert, in dem er seine Ersparnisse in Papiergeld geborgen hatte.

"Nein — nein, ich kann es nicht annehmen!" rief Johanna abwehrend.

"Doch, Sie können es," bemerkte Wenzel ruhig. "Ich habe keine andere Absicht, als die, Ihnen zu helfen, und was ich Ihnen gebe, kann ich entbehren."

Johanna schwieg.

"Ich würde die Annahme als einen Beweis Ihres Vertrauens ansehen," fuhr Wenzel fort, "und die Versicherung kann ich Ihnen geben, daß ich dieses nie mißbrauchen werde. Denken Sie an Ihre kranke Mutter!"

Fast hastig nahm Johanna das Geld an; ihre Hand zitterte.

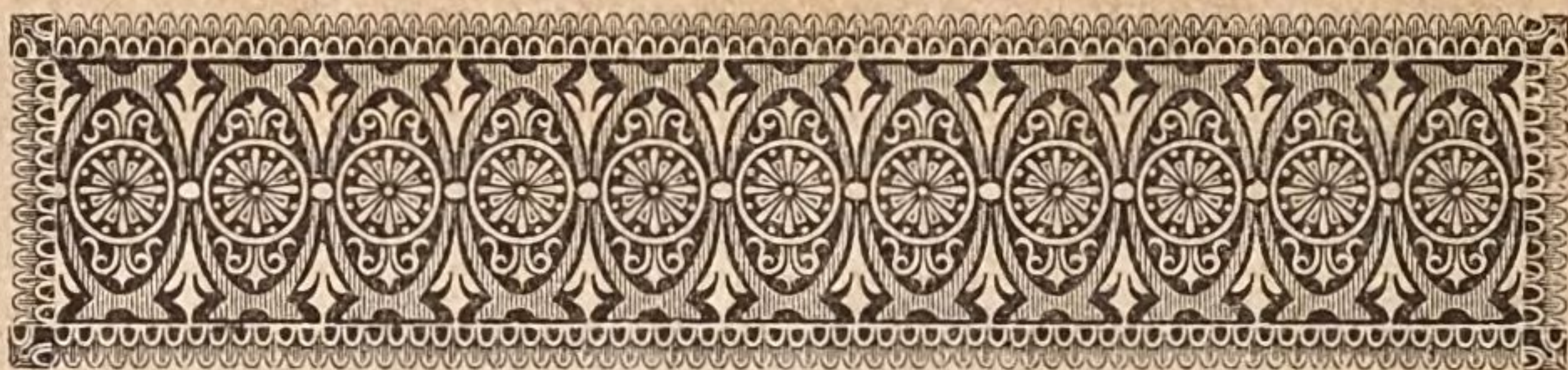
"Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll," sprach sie.

"Lassen Sie, lassen Sie," unterbrach sie Wenzel. "Den Dank habe ich bereits durch das Vertrauen, welches Sie mir geschenkt haben!"

Er verließ schnell das Zimmer, um das Recept für die Kranke anfertigen zu lassen.

---





## Siebentes Kapitel.

---

**W**enzel hatte der Kranken die Medicin gebracht und stieg die Treppe wieder hinab, um sich in seine ein Stockwerk niedriger gelegene Wohnung zu begeben, als er Hassel heraufkommen sah. In der Hoffnung, daß der Buchhalter ihn noch nicht bemerkt habe, wollte er schnell in sein Zimmer treten, Hassel rief jedoch seinen Namen, noch ehe ihm dies gelang.

„Woher kommen Sie denn?“ fragte er in der freundlichsten Weise. „Sie haben mir stets gesagt, daß Sie mit Niemand hier im Hause bekannt seien!“

Eine leichte Röthe der Verlegenheit glitt über die Wangen des jungen Mannes hin, er mochte die Wahrheit nicht sagen und fand keine Ausrede.



„Wer wohnt dort oben?“ fuhr Hassel fort, als sie in Wenzel's Zimmer getreten waren.

„Ich weiß es nicht,“ gab Wenzel zur Antwort. „Ich war spazieren gegangen, weil mich der Kopf schmerzt, und als ich zurückkehrte, in Gedanken eine Treppe höher gestiegen.“

Das spöttische Lächeln, welches über das Gesicht des Buchhalters glitt, verrieth deutlich, daß er dieser Ausrede keinen Glauben schenkte.

„Wenn Ihnen dies gestern Abend begegnet wäre, so würde es natürlicher gewesen sein,“ entgegnete er, indem er sich niederließ und ungenirt eine Cigarre anzündete. „Sehen Sie sich doch, Wenzel, es macht mich unruhig, wenn ein Anderer steht, während ich selbst sitze. Ich war heute Mittag etwas erregt, und die Worte, welche ich Ihnen beim Fortgehen sagte, hätte ich besser verschwiegen, denn sie verstehen sich ja von selbst und ich kenne Sie hinreichend. Ich komme nun, Sie zu bitten, gegen Betty nichts davon zu erwähnen; Sie wissen, ein jedes Mädchen hat eine Seite, wo es empfindlich ist, und ich möchte mich nicht mit meiner Schwester verfeinden.“

Wenzel hatte die Worte fast schon wieder vergessen, da ganz andere Sorgen an ihn herangetreten waren.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ entgegnete er.



Hassel hatte den Blick forschend auf ihn gerichtet, er schien nachzusinnen, ehe er antwortete.

„Ich sagte Ihnen, daß Sie gebunden seien und als Mann von Ehre wissen würden, was Sie zu thun hätten. Wie gesagt, diese Worte thun mir leid, weil sie sich von selbst verstehen, es ist mir wahrhaftig nicht in den Sinn gekommen, auch nur eine Minute lang an Ihrer Ehrenhaftigkeit zu zweifeln. Und Betty hat dies am wenigsten gethan. Sie ist glücklich und hat ihr Glück bereits all' ihren Freundinnen mitgetheilt. Ich weiß nicht, wer es in der Fabrik erzählt hat, allein heute Nachmittag traten bereits mehrere Arbeiter zu mir, um mir Glück zu wünschen, die Leute haben Sie gern und freuen sich, daß Sie einen eigenen Herd gründen wollen. Sogar Herr Fröbel weiß schon darum, haben Sie es ihm mitgetheilt?“

Das Blut wich aus Wenzels Wangen, immer deutlicher erkannte er des Buchhalters Absicht — er selbst hatte es verbreitet, um ihn dadurch zu zwingen.

„Was soll ich ihm mitgetheilt haben?“ rief er, erregt aufspringend.

Hassel blieb ruhig sitzen, allein seine halbgeschlossenen Augen verriethen, daß es in seinem Innern nicht ruhig war.

„Ihre Verlobung mit meiner Schwester,“ entgegnete er. „Ich finde es ganz natürlich, daß Sie dieselbe



Herrn Fröbel sofort angezeigt haben, ehe er von Anderen dieselbe erfahren."

"Ich habe mich mit Ihrer Schwester nicht verlobt!" rief Wenzel. „Heute Mittag war es möglich, daß Sie mich täuschen und verwirren konnten, ich weiß jedoch sehr wohl, was ich zu Ihrer Schwester gesprochen und daß ich ihr meine Liebe nicht gestanden habe!"

Der Buchhalter erhob sich langsam, ernst.

„Zum Glück habe ich es selbst gehört und habe außerdem noch Zeugen," sprach er.

Wenzel's Selbstbeherrschung schwand immer mehr.

„Und wenn Sie hundert Zeugen haben, so bestreite ich es!" rief er. Und wenn ich wirklich im Rausche mich vergessen hätte, so würde ich mich nie dadurch für gebunden halten. Ich liebe Ihre Schwester nicht, deshalb werde ich mich nie mit ihr verloben!"

Hassel's Brauen hatten sich finster zusammengezogen, seine Augen waren fast ganz geschlossen, trotzdem leuchtete es unheimlich aus ihnen.

„Wollen Sie diese Worte nicht noch einmal wiederholen?" fragte er.

„Ich glaube deutlich genug gesprochen zu haben und bin überzeugt, daß Sie mich sehr wohl verstanden haben."

„Ja, ich habe Sie verstanden!" rief Hassel, seine lange Gestalt gerade empor richtend, mit bebender



Stimme. „Ich wollte es nur nicht glauben, daß Sie im Stande wären, so infam gegen meine Schwester zu handeln!“

Unwillkürlich trat Wenzel durch diese Beleidigung erschreckt einen Schritt zurück.

„Nehmen Sie das Wort zurück!“ rief er heftig.

„Wollen Sie meine Schwester als Ihre Verlobte anerkennen?“

„Nimmermehr!“

„Dann wiederhole ich noch einmal, daß Sie infam gegen sie gehandelt haben!“

„Ich werde Sie für dies Wort zur Rechenschaft ziehen!“

„Haha! Wie wollen Sie dies beginnen?“ rief Hassel höhrend. „Glauben Sie vielleicht, daß ich Sie fürchte? Die Reihe, Rechenschaft und Genugthuung zu verlangen, ist an mir, denn meine Schwester steht unter meinem Schutze. Ich werde veröffentlichen, wie Sie an ihr gehandelt haben, alle Welt soll es erfahren!“

Bleich stand Wenzel da; er wußte, daß dem Buchhalter ein solcher Schritt zuzutrauen war.

„Thun Sie es nicht,“ entgegnete er endlich, „ich würde sonst genöthigt sein, zu erklären, wie sehr mir Ihre Schwester entgegengekommen ist, wie sie ihre Freundschaft mir aufgedrängt hat .!“

„Kein Wort weiter!“ unterbrach ihn Hassel heftig.



„Sie werden vielleicht auch sagen, daß ich Ihnen meine Freundschaft aufgedrängt habe!“

„Ich habe sie zum wenigsten nie gesucht,“ bemerkte Wenzel.

„Sie sollen sie von jetzt ab suchen!“ fuhr Hassel erbittert fort. „Sie sollen mich als Ihren Feind kennen lernen, da Sie meiner Freundschaft unwürdig sind. Sie wissen jetzt, was Sie von mir zu erwarten haben!“

Wenzel wandte ihm den Rücken zu und trat schweigend an das Fenster. Er zitterte bei dem Gedanken, daß Johanna den lauten Wortwechsel hören könne.

Hassel verließ das Zimmer, langsam stieg er die Treppen hinab. Auf dem Hofe angelangt, welcher das Hintergebäude, in dem Wenzel wohnte, von dem Vorderhause trennte, blieb er stehen und blickte an dem Hause empor. Ueber Wenzel's Zimmer sah er die Fenster schwach erleuchtet. Wer wohnte dort?

Durch das Vorderhaus schreitend, sah er den Portier an der Thür lehnen. Freundlich bat er denselben um Feuer für seine Cigarre.

„Nun rauchen Sie auch von mir eine Cigarre,“ sprach er, für das Feuer dankend, indem er dem Manne seine Cigarrentasche darreichte. „Ich will gern glauben, daß Sie schon bessere geraucht haben, jedenfalls aber auch schon schlechtere. Ich suchte einen Herrn dort im Hinterhause und kann ihn nicht finden.“



„Wie heißt derselbe?“ fragte der Portier.

„Waltther, er ist Musikus.“

„Der wohnt nicht hier.“

„Das habe ich zu meinem Bedauern bereits gehört. Wer wohnt denn dort?“

Der Portier nannte ihm die Namen der Miether, auch den der Frau Mosen.

„Wenzel kenne ich,“ fuhr der Buchhalter fort. „Wohnt die Frau Mosen über ihm?“

„Ganz recht.“

„Wohnt sie allein?“

„Seit einiger Zeit ist ihre Tochter bei ihr,“ gab der Portier zur Antwort und erzählte, was er von Johanna's Schicksal wußte.

„Ich habe davon gehört,“ bemerkte Hassel, obschon es nicht wahr war. „Ich glaube sogar das Mädchen zu kennen, nicht wahr, es ist hübsch?“

„Es hat ein feines Gesicht, das freilich etwas blaß ist; es wird dort oben wohl etwas knapp zugehen. So lange der reiche Kaufmann lebte, wurde die Frau von ihm erhalten; wovon sie jetzt lebt, weiß ich nicht; arbeiten kann sie nicht, denn sie ist sehr kränklich.“

„Nun sie hat ja eine hübsche Tochter, und Mütter mit hübschen Töchtern leiden selten Noth!“ warf Hassel ein.

Befremdet blickte der Portier ihn an.



„Es läßt sich Beiden nicht das Geringste vorwerfen,“ bemerkte er ernst.

„Das habe ich auch nicht beabsichtigt, denn ich kenne sie wenig,“ entgegnete der Buchhalter. „Die Cigarre scheint Ihnen zu schmecken, hier, nehmen Sie sich noch einige, fassen Sie nur zu, die Zeit zum Rauchen werden Sie schon finden.“

Mit heiterem Lachen entfernte er sich.

Wenzel stand noch immer am Fenster und blickte in den Abend hinein, der sich mehr und mehr herabsenkte. Hassel's beleidigende Worte zitterten noch in ihm nach, und doch war er vollständig ruhig geworden. Ein befriedigendes Gefühl, daß das freundschaftliche Verhältniß mit diesem Manne beendet war, hatte ihn erfaßt; denn volles Zutrauen würde er doch zu ihm nie erlangt haben. Wohl wußte er, daß ihm das Schlimmste zuzutrauen war; dennoch fürchtete er ihn nicht, weil seine Wege offene und ehrliche waren, weil er nichts that, was er zu verbergen brauchte. Die Ueberzeugung, daß er ihm seine Schwester durch List habe andrängen wollen, hatte festen Grund bei ihm gewonnen; durch seine Entschiedenheit war er dieser Gefahr ausgewichen und er bereute dieselbe nicht.

Betty mußte darum gewußt haben und mit ihm einverstanden sein, und war sie ihm früher auch hübsch erschienen, so dachte er jetzt doch nicht ohne Unwillen an sie.



Dann stieg Johanna's Bild wieder vor ihm auf; er sah sie, wie sie an dem Bette der erkrankten Mutter saß und ihr Auge angstvoll auf der Kranken ruhte. Wie gerne wäre er zu ihr geeilt, um ihr beizustehen.

Als er am folgenden Morgen in das Geschäft zurückkehrte, traten mehrere Arbeiter zu ihm, um ihm zu seiner Verlobung mit Hassel's Schwester Glück zu wünschen. Er hatte dies vorausgesehen und blieb deshalb vollständig ruhig.

„Ich kann Euren Glückwunsch nicht annehmen, weil ich mich nicht verlobt habe,“ entgegnete er. „Wer hat Euch dies gesagt?“

Die Männer wußten es nicht; es war von mehreren am Tage vorher in der Fabrik erzählt worden.

„Herr Hassel hat es gestern selbst bestätigt,“ bemerkte ein Arbeiter.

„Dann hat er Euch nicht die Wahrheit gesagt,“ entgegnete Wenzel mit ruhiger Entschiedenheit. „Ich habe mich mit seiner Schwester nicht verlobt und werde es auch nie thun.“

Die Männer kehrten zu ihrer Arbeit zurück; nur ein bereits bejahrter Arbeiter blieb neben Wenzel stehen.

„Wünschen Sie noch etwas?“ fragte dieser.

„Ich freue mich, daß Sie sich mit dem Mädchen nicht verlobt haben,“ erwiderte der Alte.

„Weshalb?“ warf Wenzel ein.



„Sie paßt nicht zu Ihnen.“

„Sie kennen Hassel's Schwester?“

„Ja, ich kenne sie, weil ich Jahre lang in demselben Hause mit ihr gewohnt habe; ich will ihr nichts nachreden; allein Sie würden nicht glücklich mit ihr geworden sein und Sie verdienen eine bessere Frau.“

Der Alte entfernte sich, ehe Wenzel noch weiter in ihn dringen konnte — es war auch besser so.

An diesem Tage war es Wenzel nicht möglich, zu Johanna zu gehen, um ihr seine Unterstützung anzubieten, denn ein Jugendfreund, den er seit Jahren nicht gesehen hatte, suchte ihn auf und bat ihn, den Abend mit ihm zu verbringen. Erst in der Nacht kehrte er heim. Als er über den Hof hinschritt, blickte er zu Johanna's Fenster auf. Die Kammer, in welcher die Kranke lag, war matt erleuchtet, ihr Zustand schien sich also noch nicht gebessert zu haben. Leise stieg er die Treppe empor, um sie nicht zu stören.

Erst als am folgenden Tage die Arbeit beendet war, konnte er zu Johanna eilen, um nach ihrer Mutter zu fragen und ihr seine Hilfe anzubieten.

Johanna's Wangen waren auffallend bleich, ihre Augen von Thränen geröthet.

„Es steht schlecht mit meiner Mutter,“ entgegnete sie. „Ihre Kräfte haben so schnell abgenommen, daß sie bereits nicht mehr im Stande ist, zu sprechen.“



Sie selbst war so sehr erschöpft, daß sie auf einen Stuhl niedersank.

„Sie haben die beiden letzten Nächte bei Ihrer Mutter gewacht?“ fragte Wenzel.

Johanna nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ich wollte gestern zu Ihnen kommen, um Ihnen meine Hilfe anzubieten; es war mir unmöglich — ich hatte Abhaltung bekommen und kehrte erst in der Nacht heim,“ fuhr Wenzel fort.

Johanna's Auge glitt halb fragend und halb vorwurfsvoll über ihn hin; sie schwieg.

„Ist der Arzt nicht wieder hier gewesen?“

„Heute.“

„Und was sagte er?“

Johanna barg das Gesicht in die Hände und schluchzte heftig; er schien ihr wenig Hoffnung gelassen zu haben.

„Fassen Sie sich,“ suchte Wenzel sie zu beruhigen. „Und wenn das Schlimmste eintritt, so sollen Sie doch nicht verlassen dastehen! Sie sind erschöpft, ich werde bei Ihrer Mutter wachen.“

Ablehnend schüttelte Johanna mit dem Kopfe.

„Soll ich nicht hier bleiben?“ fragte Wenzel theilnehmend.

„Nein, ich bitte, gehen Sie.“

„Haben Sie Niemand, der Ihnen beisteht?“

„Niemand.“



„Und doch weisen Sie meine Hilfe zurück! Vertrauen Sie mir nicht mehr?“

Johanna schwieg; als er diese Frage jedoch noch einmal wiederholte, erwiderte sie hastig: „Doch, doch; allein Sie dürfen nicht hier bleiben!“

„Und weshalb nicht?“

„Ich bitte Sie, verlassen Sie mich,“ entgegnete Johanna und wandte sich ab.

Wenzel ging. In seinem Zimmer angelangt, setzte er sich verstimmt nieder. Weshalb hatte Johanna seine Hilfe nicht angenommen, da sie doch ganz allein da stand und ihre Kräfte nicht lange mehr ausreichen konnten? Sie hatte zwar versichert, daß sie ihm noch vertraue, und doch war sie ihm fremder entgegen getreten, doch erschien es ihm, als ob ein Gefühl des Mißtrauens in ihr erwacht sei.

Er war sich bewußt, ihr in keiner Weise zu nahe getreten zu sein, kein unrechter Gedanke war in ihm aufgekeimt und doch war sie ihm fremder gegenüber getreten. Sollte sie die Worte des Buchhalters, als derselbe bei ihm war, gehört haben? Er konnte es kaum glauben, denn dann würde sie auch vernommen haben, wie er sich gegen die ihm aufgedrungene Verlobung gesträubt hatte.

Sinnend und traurig saß er da, das Mißtrauen gerade dieses Mädchens schmerzte ihn unendlich tief, denn mehr und mehr wurde er sich bewußt, daß dasselbe



in seinem Herzen einen Platz eingenommen hatte, aus dem es durch nichts verdrängt werden konnte. Er liebte Johanna.

Alle die Mädchen, welche er bisher kennen gelernt und die ihm eine flüchtige Neigung abgewonnen hatten, ließ er an seinem Geiste vorüberziehen, und es war keines darunter, zu dem er mit einer solchen Hochachtung wie zu Johanna aufgeblickt hatte. Ihr Besitz erschien ihm eine so sichere Bürgschaft des Glückes, daß selbst der leiseste Zweifel sich nicht in seine Brust wagte.

Stunde auf Stunde verrann, ohne daß er dies gewahr wurde. In dem Vorderhause, welches er von seinem Fenster aus sehen konnte, erlöschte ein Licht nach dem andern; es war Nacht geworden, ohne daß ein Gefühl der Ermüdung über ihn kam. An dem geöffneten Fenster sitzend und die kühle, erfrischende Nachtlust einathmend, ließ er immer neue Bilder in seiner Erinnerung aufsteigen.

Wie mancher seiner Jugendträume war schon zerschellt und vernichtet, und wie wenig von dem, was er einst gehofft, war erfüllt. War er zu kühn in seinem Hoffen gewesen, hatte er mehr vom Leben erwartet, als es ihm bieten konnte? Er stand ganz allein im Leben da; wohl besaß er noch eine Schwester, allein für ihn war sie todt. Wie viel würde er darum gegeben haben, wenn Klara das geblieben



wäre, was sie einst war; mit Freuden hätte er all' seine Kräfte aufgeboten, um für sie zu sorgen, — sie war für ihn verloren.

Bald vielleicht stand auch das unglückliche Mädchen über ihm allein im Leben da. Wohl konnte ihr die schwache und kranke Mutter keinen Schutz gewähren, allein so lange dieselbe lebte, besaß sie doch ein Herz, an welches sie sich flüchten, dem sie ihre Freuden und Schmerzen mittheilen konnte, das sie verstand und in Liebe für sie schlug.

Er horchte wiederholt — Alles über ihm war still. Vielleicht hatte sich auch auf Johanna's Augen der Schlaf gelegt. Da vernahm er über sich einen lauten durchdringenden Aufschrei und gleich darauf einen schweren Niederfall.

Erschreckt sprang er empor, er hielt den Athem an, um zu lauschen — Alles blieb still. Er würde zu träumen geglaubt haben, wenn er den Schrei nicht zu deutlich gehört hätte. Johanna wohnte allein mit ihrer Mutter dort oben, fern von jeder Hilfe. Wenn dem Mädchen ein Unfall begegnet wäre! Ohne Zögern eilte er aus dem Zimmer und die Treppe empor; eine Secunde lang horchte er mit bange pochendem Herzen an Johanna's Thüre, dann trat er ein.

Die Thüre zu der Kammer, in welcher die Kranke lag, stand offen, ein matter Lichtschimmer zeigte ihm den Weg. Er trat näher, blieb aber erschreckt an



der Thüre stehen. Der Schein des Lichtes fiel auf das bleiche, starre Gesicht der Todten und ein Paar gebrochene Augen; neben dem Bette der Todten lag Johanna niedergesunken ohnmächtig.

Nun begriff er den Schrei.

Einige Minuten lang stand er regungslos, wie gelähmt da, dann trat er auf die Ohnmächtige zu, hob sie empor, trug sie in die Stube und legte sie auf dem harten, ärmlichen Sopha nieder. Sie rührte sich nicht, ihre Augen waren geschlossen, ihre Lippen bleich, als ob kein Tropfen Blut in ihnen mehr vorhanden wäre. Welch tiefer Schmerz prägte sich in den Zügen der Bewußtlosen aus! Noch immer gab sie kein Lebenszeichen von sich. War auch sie todt?

Von namenloser Angst erfüllt, eilte Wenzel zurück in die Kammer, um das Licht und Wasser zu holen, und über das so traurige und doch so schöne Gesicht des Mädchens gebeugt, feuchtete er ihm die Schläfen mit Wasser an.

Nach kurzer Zeit schlug Johanna die Augen auf und ihr erster Blick fiel in ein Paar Augen, welche theilnehmend und besorgt auf ihr ruhten. Noch schien das Geschehene in ihre Erinnerung nicht zurückgekehrt zu sein, über ihr Gesicht glitt ein leises Lächeln, als ob sie ein Traumbild sehe.

Nur wenige flüchtige Secunden währte dieser Zu-



stand, dann erfaßte die Wirklichkeit sie wieder mit schwerer, harter Hand.

„Sie ist todt, sie ist todt!“ rief sie, sich gewaltsam aufraffend. Sie wollte in die Kammer eilen, sank aber kraftlos auf das Sopha zurück.

Wenzel wehrte ihren Thränen nicht, denn er wußte, daß dieser Schmerz seine volle Berechtigung hatte. Auch er hatte einst an dem Todtenbette seiner Mutter gestanden und die Erinnerung rief in ihm wach, was das Herz in so schwerer Stunde empfindet, wenn es für immer von der scheidet, der es am meisten auf der Erde zu danken hat.

Still stand er an der Seite des heftig und trostlos weinenden Mädchens.

„Nun stehe ich ganz, ganz allein da!“ rief Johanna endlich. „Weshalb haben meine Augen sich nicht zugleich mit den ihrigen geschlossen?“

„Sie sollen nicht verlassen sein,“ sprach Wenzel beruhigend.

Sie hörte seine Worte kaum. Stand sie nicht schon jetzt verlassen da? Der Einzige, der in dieser schweren Stunde bei ihr war und sie zu trösten suchte, war ein Fremder.

Der Morgen fing bereits an zu dämmern, als sie sich zusammenraffte und Wenzel bat, sie zu verlassen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme,“ sprach



sie. „Sie haben die ganze Nacht mir geopfert, nun denken Sie auch an sich!“

„Sind ein paar durchwachte Stunden ein Opfer?“ entgegnete Wenzel. „Schwere Sorgen treten nun an Sie heran, überlassen Sie mir dieselben, ich will für die Beerdigung der Todten sorgen.“

„Ich darf es nicht — dies ist zuviel!“ rief Johanna.

„Sie dürfen es getrost, denn Sie würden ohnehin nicht die Kraft dazu besitzen. Sie haben gesagt, daß ich Ihr Vertrauen noch nicht verloren habe, hierdurch können Sie es mir am besten beweisen.“

Johanna gab seinen Bitten nach.

„Nun gönnen Sie sich Ruhe,“ fügte Wenzel hinzu, als er ihr beim Fortgehen die Hand reichte. „Ich kann Ihnen kein Wort des Trostes sagen, denn den Schmerz, welcher uns auferlegt ist, müssen wir tragen und das Herz wird erst wieder beruhigter, wenn es ihm sein Recht gegeben hat!“

Er besorgte die Beerdigung der Todten, und als am dritten Tage die Sonne sich bereits geneigt hatte, fuhr ein einfacher Todtenwagen schnell durch die Straßen hin, dem Friedhose zu. Nur ein einziger Trauernder folgte demselben — es war Wenzel. Die Vorübereilenden achteten nicht auf den einfachen Wagen, denn was konnte er mehr bergen, als einen Armen; sie dachten nicht daran, daß der Tod auch in armer



Hütte tiefe Wunden schlagen kann, daß es auch dort Herzen giebt, welche Liebe und Schmerz in aller Tiefe empfinden.

Shakespeare sagt: „Wenn Bettler sterben, erscheinen keine Kometen!“ Klanglos und sanglos werden sie in die Erde gebettet und nur die Sonne ist gerecht, denn sie lockt Gras und frisches Grün aus dem Grabhügel hervor, gleichviel ob unter demselben ein Reicher oder ein Armer schläft.

Schnell genug wurde die arme Frau in die Erde gesenkt, die Todtengräber ließen Wenzel kaum so viel Zeit, daß er eine Hand voll Erde auf den Sarg warf.

Das Herz voll wirklicher Trauer kehrte Wenzel allein vom Friedhofe zurück. Wohl hatte er die Geschiedene kaum gekannt, allein in ihm war wieder wachgerufen, was er empfunden, als er seine Mutter und später seinen Vater zum Friedhofe geleitet hatte. Wie öde war es damals in ihm gewesen! Und dieselbe Dede herrschte jetzt in einer Brust, die ihm so nahe stand.

Auf einem von wenig Menschen betretenen Umwege kehrte er heim. Er dachte an Johanna, die allein in ihrem Zimmer saß und doppelt schwer jetzt die Stille und Dede der kleinen Wohnung empfinden mußte, denn der Platz, den ihre Mutter bisher ausgefüllt hatte, war leer. Was konnte sie beginnen? Er wußte, wie unendlich schwer es für ein junges und allein



dastehendes Mädchen war, sich durch das Leben zu ringen. Wohl hatte sie sich in Platener's Hause eine über ihren Stand hinausreichende Bildung erworben, dieselbe reichte jedoch nicht aus, um ihr eine gesicherte Stellung zu verschaffen. Sollte sie als Dienerin bei Fremden eine Zuflucht suchen? Sein Gefühl sträubte sich dagegen und Bangen erfaßte ihn, wenn er daran dachte, von welchen Gefahren ein junges und allein stehendes Mädchen umringt ist. Mochte Johanna auch einen festen Charakter haben, so kannte sie doch das Leben und die Menschen noch zu wenig und wurde vielleicht gerade von Denen getäuscht und betrogen, auf deren ehrliche Gesinnung sie fest vertraute. War es seiner Schwester anders ergangen? Und doch hatte dieselbe an ihrem Vater und ihm einen Schutz gehabt, allein sie hatte Dem, der ihr Herz bethört, mehr Glauben geschenkt als ihnen.

Während er nachsann, was er für Johanna thun könne, war er in einer der belebteren Straßen wieder angelangt. Vor ihm schritt an dem Arm eines Herrn eine junge Dame, es war vielleicht ihr Verlobter, denn sie lachte laut und lustig, sie schien nicht zu ahnen, wie viel Wehe das Leben birgt.

Still schritt er hinterher, es war ihm, als ob er die so lustig lachende Stimme kenne, und doch zweifelte er wieder, denn die Dame war reich und fein gekleidet. Da blieb sie mit ihrem Begleiter an dem Schaufenster



eines Ladens stehen und unwillkürlich stand auch er still, denn er hatte sie erkannt, es war Hassel's Schwester. Sie schien sich sehr schnell darüber getröstet zu haben, daß er sie als Verlobte nicht anerkannt hatte, vielleicht war es ihr und ihrem Bruder bereits gelungen, einen andern Herrn für sie zu gewinnen.

Den Hut tiefer auf die Stirn ziehend, schritt er schnell vorüber, um nicht erkannt zu werden; aber noch hinter sich hörte er das lustige Lachen, bis er in eine Seitenstraße einbog.

Als er auf den Hof des Hauses, in dem er wohnte, trat, sah er Johanna's Zimmer schwach erhellt. Dort oben saß sie allein; Niemand kümmerte sich um sie, Niemand suchte ihr Trost einzusprechen. Eine innere Macht, der er nicht widerstehen konnte, trieb ihn hinauf zu ihr.

Sie saß am Fenster, als er zu ihr in's Zimmer trat; langsam erhob sie sich und kam ihm entgegen. Schweigend reichte sie ihm die Hand zum Dank, denn sie wußte, daß er ihrer Mutter das letzte Geleit gegeben hatte. Sie weinte nicht mehr, denn der Quell ihrer Thränen war endlich versiegt, aber welche Trauer, welches schmerzhaftes Gefühl des Verlassenseins lag auf ihren hübschen Zügen!

„Sie stehen nun ganz allein, Johanna,“ sprach er, und seine Stimme zitterte leise. „Allein, wie auch ich im Leben dastehe; empfinde ich dies auch oft



schmerzlich, so bin ich doch ein Mann, dem die Kräfte und die Wege gegeben sind, sich durchzuringen."

Johanna ließ sich wieder nieder, ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust."

"Auch ich muß mich durchzuringen suchen," erwiderte sie.

"Johanna, wollen Sie mich ruhig anhören?" fuhr Wenzel fort, indem er einen Stuhl ihr gegenüber rückte und sich niederließ. „Deuten Sie das, was ich Ihnen sagen will, nicht falsch, am wenigsten deshalb, weil ich es Ihnen in so ernster und schwerer Stunde sage. Der Zufall hat uns beide zusammengeführt. Ich kannte Sie jedoch schon, ehe ich Ihnen in dem Gehölz vor der Stadt einen Dienst leisten konnte. Ihre Augen hatten bereits einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich Sie nie wieder vergessen konnte!"

"Herr Wenzel!" unterbrach ihn Johanna.

"Lassen Sie mich ausreden!" bat der junge Mann.

"Wenn ich Ihnen heute, wo Ihr Herz noch ganz von Schmerz erfüllt ist, sage, wie tief und innig ich Sie liebe, wenn ich diese so ernste Stunde zu diesem Geständnisse wähle, so thue ich es deshalb, um ein Recht zu haben, Sie zu trösten und Ihnen beizustehen. Es treibt mich der Wunsch dazu, jede Sorge von Ihnen fern zu halten und Alles aufzubieten, um Ihnen zu helfen, Ihren Schmerz zu tragen. Ich liebe Sie



innig, Johanna, und hege nur den einen Wunsch, Ihnen mein ganzes Leben weihen zu können. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, nun vertrauen Sie auch auf die Wahrheit und Innigkeit meiner Liebe!"

Er hatte Johanna's Hand erfaßt, zitternd entzog sie ihm dieselbe, eine augenblickliche Verwirrung ergriff sie, denn dies Geständniß hatte sie nicht erwartet.

"Ihr Herz ist nicht mehr frei — Sie sind bereits gebunden!" entgegnete sie.

"Ich bin frei und mein Herz, all' meine Wünsche gehören Ihnen!" rief Wenzel erregt.

Johanna erhob sich, nahm aus einem Kasten einen Brief und reichte ihm denselben schweigend.

Wenzel durchflog die Zeilen, es war in denselben gesagt, daß er sich mit Hassel's Schwester verlobt habe, der Brief war nicht unterzeichnet, er glaubte jedoch Hassel's Hand aus der Schrift zu erkennen.

"Und dies — dies — haben Sie geglaubt?" rief er.

Johanna schwieg.

Mit kurzen Worten erzählte er die gegen ihn gerichtete Intrigue des Buchhalters.

"Ich habe keine Schwester nie geliebt!" fügte er hinzu. "Johanna, seitdem ich Sie gesehen habe, haben Sie ganz allein in meinem Herzen gelebt, und es wird auch keine Macht geben, welche Sie je wieder



daraus entfernt. Wenn Sie so viel Vertrauen zu mir hegen, daß Sie mir Ihr Glück und Leben anvertrauen, so will ich beides heilig halten, wie nur ein Mensch es heilig halten kann!"

"Verlangen Sie heute keine Antwort von mir, wo mein Herz nur die Trauer kennt," entgegnete Johanna.

"Doch, Johanna, sprechen Sie es heute aus, ob Sie sich mir anvertrauen wollen. Ich will Ihnen beistehen in Ihrem Schmerze, deshalb dringe ich in Sie. Wenn sich zwei Herzen vereinen, ist es dann nicht für Freud und Leid, für gute und trübe Stunden? Fürchten Sie nicht, daß ich in meinem Glücke laut aufjuble, dazu ist mir Ihr Schmerz zu heilig, und was das Herz in so trüber Stunde verspricht, das hält es. Ich bin arm und besitze nichts weiter, als was ich durch meine Arbeit verdiene; allein ich fühle Muth und Kraft zu der schwersten Aufgabe in mir, ich will jede Sorge von Ihnen fern halten, denn die Arbeitskraft ist ein Kapital, von dem ich zehren kann, so lange mein Arm Kraft besitzt. Sagen Sie ja, sagen Sie mir, daß Sie mir Ihr Herz anvertrauen wollen!"

Erregt, mit leicht gerötheten Wangen ließ Johanna den Blick auf ihm ruhen. Wie Traumbilder zogen die Hoffnungen, welche sie einst gehegt hatte, an ihr vorüber. Wohl waren diese Hoffnungen kühner ge-



wesen, mitten in dem Reichthume, in welchem sie in Platener's Hause gelebt, hatte sie dieselben aufgebaut, und wo war dieser Reichthum geblieben? War er nicht auch wie ein Traumbild vernichtet und verschwunden? War der Rest, der ihr von all' diesen Träumen geblieben, mehr als Noth und Elend gewesen?"

Ruhig, fest entschlossen reichte sie Wenzel ihre Hand dar.

„Ich vertraue Ihnen,“ sprach sie, „ich will die Ihrige sein, aber haben Sie Mitleid mit mir und verlangen Sie nicht, daß mein Herz aufjubeln und daß es so schnell wieder an den Traum eines ungetrübten Glückes glaubt. Treu und fest will ich zu Ihnen halten, denn Ihr Glück empfinde ich von dieser Stunde an mit, und Ihre Ehre ist die meinige!“

Glücklich erregt erfaßte Wenzel die Hand und zog Johanna an seine Brust.

„Habe Dank, habe Dank für dieses Wort!“ rief er. „Nun bist Du mein, mein, nun habe ich ein Recht für Dich zu sorgen, nun stehe auch ich nicht mehr allein im Leben da! Ich will Dich heilig halten, Johanna, Du sollst mir Weib und Mutter und Schwester sein!“

Es war eine ernste Verlobung. Still, Hand in Hand saßen Beide neben einander da. Wohl sprach aus Johanna's Augen die Trauer und der Schmerz



um den Tod der Mutter, wenn sie dieselben aber zu dem Geliebten emporhob, dann leuchtete schon wieder der Glaube an Glück aus denselben, und sie drückte die Hand, der sie alles, was sie war und hatte, vertrauensvoll anheimgegeben.









Im Verlage der K. K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm  
Friedrich** in **Leipzig** erschienen die nachstehenden Werke von

## **Hermann Heiberg:**

**Plaudereien mit der Herzogin von Seeland.**

br. M. 3.60.

---

**Eine vornehme Frau.**

Roman br. M. 6.—

---

**Esthers Ehe.**

Roman br. M. 6.—

---

**Gesammelte Schriften. I. Serie. 6 Bde. à M. 3.—**

enthaltend:

Band I. **Ernsthafte Geschichten.**

„ II. **Ausgetobt.**

„ III. **Die goldene Schlange.** Roman.

„ IV. **Novellen.**

„ V. **Novellen.** Neue Folge. (Ein Buch.)

„ VI. **Apotheker Heinrich.** Roman.

 Gebundene Exemplare kosten M. 1.— mehr. 

---

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

---

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.











Joseph Schlickerrieder  
Buchbinderei  
München.







Friedrich, Friedrich,

Die Frau des Arbeiters Sozialer Roman

Bd.: 1

1887

P.o.germ. 399 r-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669427-4